

Andi Gredig

Texte gestalten – Texte markieren

Eine Untersuchung zu Produktion und Rezeption
geisteswissenschaftlicher Aufsätze

NETWORX

IMPRESSUM

Herausgeber	Dr. Jens Runkehl, Prof. Dr. Peter Schlobinski, Dr. Torsten Siever
Editorial-Board	Prof. Dr. Jannis Androutsopoulos (Universität Hamburg) für den Bereich Medienanalyse; Prof. Dr. Christa Dürscheid (Universität Zürich) für den Bereich Handysprache; Prof. Dr. Nina Janich (Technische Universität Darmstadt) für den Bereich Werbesprache; Prof. Dr. Ulrich Schmitz (Universität Essen) für den Bereich Websprache
ISSN	1619-1021
Anschrift	Niedersachsen: Universität Hannover, Deutsches Seminar, Königsworther Platz 1, 30167 Hannover Nordrhein-Westfalen: RWTH Aachen University, Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Eilfschornsteinstraße 15, 52062 Aachen Internet: www.mediensprache.net/networx/ E-Mail: networx@mediensprache.net

ZU DIESER ARBEIT

Autor & Titel	Andi Gredig (2014). Texte gestalten – Texte markieren. Eine Untersuchung zu Produktion und Rezeption geisteswissenschaftlicher Aufsätze.
Version	1.0 (2014-07-08)
Zitierweise	Andi Gredig (2014). Texte gestalten – Texte markieren. Eine Untersuchung zu Produktion und Rezeption geisteswissenschaftlicher Aufsätze. < http://www.mediensprache.net/networx/networx-64.pdf >. In: Networx. Nr. 66. Rev. 2014-07-08. ISSN: 1619-1021.
Zitiert nach	Runkehl, Jens und Torsten Siever (©2001). Das Zitat im Internet. Ein Electronic Style Guide zum Publizieren, Bibliografieren und Zitieren. Hannover

MANUSKRIPTE

Einsendung	Die Einsendung von Beiträgen und Mitteilungen sind an folgende E-Mail-Adresse zu richten: networx@mediensprache.net oder an die Postadresse: Dr. Jens Runkehl, Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Eilfschornsteinstraße 15, 52062 Aachen.
Autorenhinweis	Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in der Schriftenreihe Networx räumt der Autor dem Projekt mediensprache.net das zeitlich, räumlich und inhaltlich unbeschränkte Nutzungsrecht ein. Dieses beinhaltet das Recht der Nutzung und Wiedergabe. Ein Recht auf Veröffentlichung besteht nicht.
Begutachtung	Die Begutachtung eingesandter Beiträge wird von den Herausgebern sowie den Vertretern des Editorial Board vorgenommen.

Networx

ist die Online-Schriftenreihe des Projekts [mediensprache.net](http://www.mediensprache.net). Die Reihe ist eine eingetragene Publikation beim Nationalen ISSN-Zentrum der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main.

Einsenden?

Möchten Sie eine eigene Arbeit in der Networx-Reihe veröffentlichen? Dann senden Sie uns Ihren Text an folgende E-Mail-Adresse: networx@mediensprache.net oder per Snail-Mail an: Dr. Jens Runkehl, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, Hochschulstrasse 1, 64289 Darmstadt

Homepage:

Alle Arbeiten der Networx-Reihe sind kostenlos im Internet downloadbar unter:

<http://www.mediensprache.net/networx/>

Copyright

© Projekt [mediensprache.net](http://www.mediensprache.net)
Die Publikationsreihe Networx sowie alle in ihr veröffentlichten Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne ausdrückliche Zustimmung des Projekts [mediensprache.net](http://www.mediensprache.net) unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Informationsstand

Stand der hier angegebenen Informationen – soweit nicht anders vermerkt ist: **August 2008**

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
-----------------------------	---

DIE BIOGRAFIE DES TEXTES

1 Textbegriffe und Textsorten	17
1.1 Existenzformen eines Textes: Kommunikat und dynamische Gestalt . . .	18
1.1.1 Die Sublimation des Textes: das Kommunikat.	19
1.1.2 Die veränderbare Textgestalt: der <i>dynamische Text</i>	22
1.2 Textsorten und die Lösung kommunikativer Aufgaben	25
1.3 Zusammenfassung	30
2 Die Biografie geisteswissenschaftlicher Aufsätze	33
2.1 Textproduktion: Standardproblemsituation und Source Reading	34
2.2 Textgestaltung: Typografie und Normen.	37
2.3 Rezeption: Leseintention, Rezipientinnentext(e) und Texte markieren. . .	41
2.4 Zusammenfassung	46

TEXTE GESTALTEN

3 Die primäre Textgestalt – Prototyp und Normen	51
3.1 Beschreibung eines typografischen Dispositivs	52
3.2 Typografische und gestalterische Normen und Konventionen	58
3.2.1 Allgemeine Gestaltungsnormen: Die Buch- bzw. Lesetypografie	59

3.2.2	Spezifische Normen: Differenzierende Typografie	63
3.2.3	Manuals und Vorgaben des Verlags.	65
3.3	Zusammenfassung	68
4	Lektüre als Fluchtpunkt der Gestaltung	71
4.1	Die optimale Textgestalt: Leitbegriffe eines Ideals	72
4.1.1	<i>Lesbarkeit</i> und <i>Leserlichkeit</i> : Zwei konkurrierende Leitbegriffe	73
4.1.2	<i>Lesbarkeit</i> und <i>Leserlichkeit</i> im metatypografischen Diskurs.	75
4.2	Die Gestaltung der optimalen Textoberfläche und ihre Grundlagen	79
4.2.1	Textgestalt und optimale Leserlichkeit	79
4.2.2	Textgestalt und optimale Lesbarkeit	81
4.2.3	Optimierung der Textgestalt für die Leserin	85
4.3	Zusammenfassung	88

TEXTE MARKIEREN

5	Die sekundäre Textgestalt – Spuren des Lesens	93
5.1	Lesespuren als Untersuchungsgegenstand – Marginalien im Fokus	95
5.2	Normen des Markierens	100
5.3	Formen des Markierens	104
5.3.1	Interlineare Hervorhebungen	115
5.3.2	Hervorhebungen in der Marginalspalte	117
5.3.3	Kombinationen und Überlagerungen.	120
5.4	Exkurs: Die Digitalisierung der sekundären Textgestalt	122
5.4.1	Neue Möglichkeiten der sekundären Textgestaltung	124

5.4.2	Beispiel digitaler, sekundärer Textgestaltung	125
5.5	Zusammenfassung	129
6	Korrelation von primären und sekundären Gestaltungselementen . .	133
6.1	Makrotypografische Korrelationen	134
6.2	Mikrotypografische Korrelationen	137
6.3	Zusammenfassung	140
	Schlusswort	143
	Bibliografie	149
	Style-Sheets	149
	Websites	151
	Typografische Handbücher & andere normative Quellen.	153
	Wörterbücher	155
	Literatur	156

Einleitung

»Zwischen 9 und 16 Prozent der erwachsenen Bevölkerung in den Ländern West- und Mitteleuropas können nicht richtig lesen und schreiben«, hält Joachim Günter Anfang April 2013 in der NZZ fest (Güntner 2013, 37). Diese als funktionale Analphabetinnen und Analphabeten bezeichnete Bevölkerungsschicht hat es schwer in der modernen Industriegesellschaft, in der Schrift unausweichlich geworden ist (vgl. Dürscheid 2012, 265). Für die übrigen 84 bis 91 Prozent der Menschen in den Ländern West- und Mitteleuropas hingegen gehört lesen und schreiben ganz selbstverständlich zum Alltag – wir sind umgeben von Text (vgl. Dürscheid 2007, 3) und bewältigen die Flut schriftsprachlicher Anforderungen meist unbewusst. Dabei sind die Leistungen, die wir beim Lesen und Schreiben erbringen, von solcher Komplexität, dass sie sich trotz jahrzehntelanger intensiver Forschung verschiedenster Disziplinen einem umfassenden Verständnis und einer abschliessenden Beschreibung noch immer entziehen. Was genau geschieht, wenn ein Text – im Sinne eines komplexen sprachlichen Gebildes – entsteht, ist ebenso unklar, wie die Vorgänge, die sich im Kopf einer Leserin¹ abspielen, bisher ungewiss sind. An Theorien und Modellen mangelt es nicht, sie alle haben aber mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass vieles, was sich beim Schreiben und Lesen abspielt, im Verborgenen geschieht. Es lässt sich zwar problemlos beobachten, wie die Spitze eines Bleistiftes über die

1 Die erdrückende Mehrzahl deutschsprachiger (auch wissenschaftlicher) Texte verwendet das generische Maskulinum zur Referenz auf beide Geschlechter, d. h. Frauen sind in den maskulinen Personenbezeichnungen und Pronomina jeweils ›mitgemeint‹ (vgl. Bußmann 2008, 224f.). Als Gegengewicht zu dieser sehr problematischen Praxis verwende ich in dieser Lizentiatsarbeit das generische Femininum.

Oberfläche eines Blatt Papiers gleitet, oder wie die Finger einer Autorin über die Tastatur eilen, was sich vor der konkreten Verschriftung im Kopf der Schreiberin abspielt, bleibt aber unsichtbar. Noch akuter ist dieses Problem bei der Lektüre: Seit sich das stille Lesen etabliert hat (vgl. Manguel 2008, 71ff.), sind von der Lektüre nur noch die Bewegungen der Pupillen der Leserin als sichtbare Zeichen übrig geblieben. Im scharfen Kontrast zu dieser Unsichtbarkeit von Schreib- und Leseprozessen steht die Materialität des Textes.

Die sichtbare (und oft auch haptisch erfahrbare) *Textoberfläche* fungiert nicht nur als Scharnier zwischen Produktion und Rezeption, sondern – so meine erste These – *in ihr werden auch eigentlich unsichtbare mentale Vorgänge greifbar*. Dieser These liegt ein Verständnis von *Text* zu Grunde, das sich wesentlich von der vorthoretischen Vorstellung eines Textes unterscheidet. Während es sich bei einem *Text* im Alltagsverständnis um ein statisches Objekt – z.B. Tinte auf einem Blatt Papier – handelt, verstehe ich darunter ein dynamisches Gebilde, das in einen Kontext eingebunden ist, eine ›Biografie‹ besitzt und sich während seines ›Lebens‹ mehrfach verflüchtigt und wieder materialisiert. Ich gehe davon aus, dass Texte nie abgeschlossene ›Produkte‹ sind, sondern sich auch nach Abschluss des Schreibprozesses immer wieder – bei jeder Lektüre – verändern. Das hängt damit zusammen, dass die Rezipientin einem Text nicht einfach Informationen ›entnimmt‹, die die Produzentin dort ›hinterlegt‹ hat. Das, was die Autorin schreibt, ist nie dasselbe, wie das, was die Leserin liest, und beides unterscheidet sich von dem, was ›objektiv‹ auf dem Papier steht (also von dem *Textobjekt*). In einem ersten, theoretisch angelegten Kapitel erläutere ich meine Vorstellung von Text näher und verknüpfe sie mit bestehenden wissenschaftlichen Konzepten und Modellen. Da es mir um Texte im Kommunikationszusammenhang geht, lässt sich das Verständnis von *Text*, das ich etablieren möchte, nicht ohne weiteres auf das gesamte ›Textuniversum‹, also auf jede Art von Text, anwenden. Die Aussagen, die ich im Laufe dieser Arbeit mache, und die Erkenntnisse, die ich zu gewinnen hoffe, beziehen sich auf die Textsorte *geisteswissenschaftlicher Aufsatz*. Am Schluss des ersten Kapitels gehe ich deswegen noch auf grundsätzliche Fragen zu Textsorten ein und benenne die Kriterien, die

mir für die Zugehörigkeit eines Textes zur Sorte *geisteswissenschaftlicher Aufsatz* als konstitutiv erscheinen.

Nach den sehr allgemeinen Überlegungen im ersten Kapitel widme ich mich im zweiten der konkreten, prototypischen ›Biografie‹ der untersuchten Textsorte. Ich befasse mich mit der Textproduktion, die von Standardproblemsituationen ausgeht und für die die Technik des *Source Reading* wichtig ist. Unter *Source Reading* versteht man – wie ich zeigen werde – eine Lektüreart, in der Texte, die sich in denselben Diskurs einordnen lassen, als Quellen für ein eigenes (Text)Projekt genutzt werden. Im zweiten Teil des zweiten Kapitels werfe ich einen Blick auf die Textgestaltung und mache darauf aufmerksam, dass geisteswissenschaftliche Aufsätze meist nicht von derselben Person geschrieben und gestaltet werden. Zum Schluss des zweiten Kapitels befasse ich mich mit der Textrezeption und werde zeigen, dass sich bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen der Text, den die Rezipientin liest, wesentlich von jenem, den die Autorin geschrieben hat, unterscheidet. Bei jeder Lektüre entsteht eine neue Version des Textes (ein anderes *Kommunikat*), aber niemals jene, die die Autorin zu Papier bringen wollte.

Diese *Differenz zwischen mentalem Autorinnentext und mentalen Rezipientinnentexten* findet – so meine zweite These – *ihre Entsprechung in einer primären und einer sekundären Textgestalt*. Um diese These zu plausibilisieren, fokussiere ich im dritten Kapitel auf die primäre Textgestalt, gehe also ganz konkret auf Aussehen und Entstehung geisteswissenschaftlicher Aufsätze ein. Kapitel 3 beginnt mit einer Beschreibung der prototypischen Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze. Davon ausgehend zeige ich, wie diese Gestalt zustande kommt. Anhand typografischer Handbücher und einer Reihe von Style-Sheets werde ich nachweisen, dass die primäre Gestalt dieser Textsorte wesentlich bestimmt wird durch typografische Normen.

Fluchtpunkt dieser Normen beziehungsweise der Ideale, auf denen sie beruhen, ist, wie ich in Kapitel 4 ausführen werde, immer die Leserin. Die Metatypografie, die sich mit der ›optimalen‹ Gestalt von Texten befasst, hat *Lesbarkeit* und *Leserlichkeit* zu ihren Leitbegriffen erkoren – ohne klar zwischen den beiden zu unterscheiden.

Dabei ist es für die Antizipation des Leseprozesses entscheidend, ob nur jene Aspekte Beachtung finden, die direkt mit der Wahrnehmung während der Lektüre zu tun haben (und die der Begriff *Leserlichkeit* einschliesst), oder ob darüber hinaus auch die Interpretationsprozesse (auf die *Lesbarkeit* unter anderem referiert) interessieren. Nach theoretischen und definitorischen Überlegungen zur Rolle der Typografie gehe ich im zweiten Teil des vierten Kapitels auf konkrete Optimierungsbestrebungen bzgl. Lesbarkeit einerseits und Leserlichkeit andererseits ein. Ich zeige, auf Grund welcher Daten und Überlegungen Typografinnen, Rezeptionsforscherinnen und neuerdings auch Linguistinnen welche primäre Gestalt(-ung) für die ideale halten. Allen gemeinsam ist der Versuch, die Lektüre zu lenken, d. h. die Rezipientintexte möglichst an die Autorintexte anzunähern.

Unabhängig davon welche Mittel die Typografinnen einsetzen, die *Leserinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze lassen sich* – so meine dritte These – *in ihrer Lektüre nie zuverlässig steuern*. Um diese dritte These zu plausibilisieren, werde ich im fünften Kapitel die Spuren, die die Leserinnen während der Lektüre hinterlassen, betrachten. Seit Jahrhunderten bearbeiten Textrezipientinnen während des Lesens die Textoberfläche, in dem sie selbst Text hinzufügen oder Markierungen anbringen. Diese Textbearbeitungen, die sich gemeinsam mit dem ursprünglichen, primären Aussehen des Textes zu einer sekundären Textgestalt zusammenfügen, werden – wie ich in einem kurzen Forschungsüberblick zeige – zwar seit einigen Jahren von verschiedenen Wissenschaftsrichtungen intensiv untersucht, nicht aber mit Blick auf ihr Potenzial für die Rezeptionsforschung. Insbesondere die Markierungen, die eine Rezipientin anbringt (und die ich von Marginalien abgrenze), sind jedoch direkter Ausdruck von Leseprozessen. Im Gegensatz zur primären Textgestalt, die wesentlich durch typografische Normen bestimmt ist, existieren kaum konkrete Normen zum Annotieren und Markieren von geisteswissenschaftlichen Aufsätzen. Es handelt sich um Techniken, die sich die Leserinnen weitgehend autonom aneignen. Da sie im Hinblick auf die Manifestation von Leseprozessen bisher kaum untersucht ist, werde ich im dritten Teil des fünften Kapitels festhalten, welche konkreten Formen des Markierens sich in vier ausgewählten Textbeispielen

finden. Im Rahmen eines Exkurses soll dabei auch die Zukunft des Markierens und Annotierens in einer digitalisierten Welt angesprochen werden.

Nachdem ich durch die Beschreibung von Erscheinung und Entstehung sowohl der primären (Kapitel 3 und 4) als auch der sekundären Textgestalt (Kapitel 5) plausibel gemacht habe, dass die Gestalten Ausdruck ansonsten unsichtbarer Prozesse sind, komme ich in Kapitel 6 auf die zweite und dritte These zurück. Eine Verbindung der primären Textgestalt, die Ausdruck eines durch Normen und Ideale gesteuerten Produktionsprozesses ist, mit der sekundären Gestalt, in der sich der ansonsten unsichtbare Rezipientinnentext manifestiert, wird belegen, dass sich der Text der Autorin (bzw. der Gestalterin) und der der Leserin bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen unterscheiden. Die sekundäre Textgestalt folgt nicht einfach der primären und zeichnet diese nach, sondern unterscheidet sich z. T. wesentlich in der Hervorhebung einzelner Textteile und -bereiche. Die Differenz zwischen den Textgestalten bildet die Differenz zwischen Autorinnentext und Rezipientinnentexten ab und weist darauf hin, dass die Bemühungen von Gestalterinnen, den Leseprozess bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen durch gestalterische Mittel zu steuern, nur begrenzt funktionieren.

Im abschliessenden siebten Kapitel werde ich versuchen, den grossen Bogen, den ich in dieser Einleitung öffne, wieder zu schliessen: Die Ergebnisse werden zueinander in Beziehung gesetzt und in einen grösseren forschungstheoretischen Kontext eingeordnet. Zudem werde ich aufzeigen, in welche Richtungen auf Grundlage der gewonnenen methodischen und inhaltlichen Erkenntnisse weitergeforscht werden könnte. Das wissenschaftliche Potenzial, das mit Blick auf die Lese- und Schreibforschung in markierten Texten steckt, kann in einer Arbeit wie der vorliegenden nur angedeutet werden.

DIE BIOGRAFIE DES TEXTES

1 Textbegriffe und Textsorten

Text ist nicht gleich Text. Was unter dem Begriff *Text* genau zu verstehen ist, war lange Zeit Gegenstand zum Teil heftiger textlinguistischer Debatten.² Erst seit einigen Jahren herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass es eine abschliessende, für alle Texte und Erkenntnisinteressen gültige Definition nicht geben kann. Diese Einsicht befreit Arbeiten, die sich mit Texten befassen, aber nicht davon, ihren Gegenstand genauer zu bestimmen. Im Gegenteil: »So unpräzise der Textbegriff für die Gesamtheit aller Texte sein mag, umso präziser sollte man ihn für Einzeluntersuchungen definieren« (Klemm 2002, 151). In diesem ersten Kapitel möchte ich eine solche spezifische, für die vorliegende Arbeit adäquate Beschreibung von *Text* entwickeln.

Zunächst kann festgehalten werden, dass sich das Erkenntnisinteresse, das dieser Untersuchung zugrunde liegt, auf die Produktions- und Rezeptionsprozesse von Texten richtet. Der Textbegriff muss also jene Aspekte schriftsprachlicher Kommunikation erfassen, die während des Schreibens und Lesens ablaufen – sowohl physisch auf dem Papier oder am Bildschirm als auch in den Köpfen der Akteurinnen. Um diese Prozesse adäquat zu beschreiben, muss man sich von der gängigen Vorstellung lösen, ein Text sei ein abgeschlossenes, greifbares Objekt. Zu einem Text gehört mehr als ein bisschen Tinte und ein Blatt Papier. Texte sind, wie ich zeigen werde, dynamische, veränderbare Phänomene die ihre Gestalt wechseln, verlieren und wiedergewinnen können.

² Die wichtigsten Positionen und Argumente dieser Diskussion finden sich im Sammelband von Ulla Fix, Kirsten Adamzik, Gerd Antos und Michael Klemm (Fix et al. 2002). Vgl. auch Wieners 2011, 57ff.

Diese Dynamik entwickeln sie jedoch nicht im luftleeren Raum. Jedes Schreiben und jedes Lesen ist eingebunden in eine Kommunikationssituation und jeder Text wird unter bestimmten Bedingungen erstellt und gelesen. Ein Liebesbrief wird in einer anderen Situation produziert und rezipiert als eine Speisekarte. Die kommunikative Funktion, die ein Bewerbungsschreiben erfüllt, unterscheidet sich grundlegend von jener, die einer Gebrauchsanweisung zugeordnet ist. Diese Umstände sind für die Art, wie sich ein Text ›verhält‹, das heisst wann und wie er seine Gestalt ›verliert‹ oder verändert, von grosser Bedeutung. Sollen – jenseits rein physiologischer Prozesse – Aussagen zu Produktion und Rezeption von Texten gemacht werden, müssen Kontext und Funktion also mitbedacht werden. Die Textsorte muss in den Textbegriff mit einfließen.³

1.1 Existenzformen eines Textes: Kommunikat und dynamische Gestalt

Text ist ein alltäglicher Begriff.⁴ Auch (oder gerade) wer sich noch nie wissenschaftlich mit Sprache auseinandergesetzt hat, ›weiss‹, was ›ein Text‹ ist: Eine Reihe von Sätzen auf (mindestens) einem Blatt Papier – oder anders gesagt: »eine[] formal begrenzte[], schriftliche[] Äußerung, die mehr als einen Satz umfasst« (Bußmann 2008, 719). Dieses intuitive Verständnis von Text wird sehr schnell problematisch, wenn man nicht mehr an Prototypen wie zum Beispiel einen Roman oder einen Zeitungsartikel denkt, sondern an Schriftvorkommen am Rande des Textuniversums: Ist ein Post-it, das an der Tür eines Kühlschranks klebt und auf dem nur »Milch« geschrieben steht, ein Text? Muss eine sms mit dem Inhalt »Gute N8« als

3 Diese Blickrichtung auf Texte könnte man mit Dürscheid (2007) als *kommunikativ-pragmatischen* Ansatz bezeichnen, während die im vorhergehenden Abschnitt beschriebene Perspektive als *kognitivistische* zu interpretieren wäre. Die hier vertretene Vorstellung von Texten bewegt sich im Spannungsfeld dieser beiden etablierten Ansätze (vgl. Dürscheid 2007, 4).

4 Michael Klemm weist zurecht darauf hin, dass *Text* im alltäglichen Sprachgebrauch keineswegs hochfrequent vorkommt. Das ist hier aber nicht gemeint. Es geht vielmehr darum, dass die Sprachbenutzerinnen für gewöhnlich ein relativ klares Bild davon haben dürften, worauf der Begriff *Text* referiert.

Text verstanden werden oder nicht? Wann es sich bei einem materiell⁵ vorliegenden Schriftstück noch um einen Text handelt und wann nicht, ist für die vorliegende Untersuchung aber kaum von Bedeutung, da es sich bei den Texten, mit denen ich arbeite, sozusagen um Prototypen textueller Vorkommen handelt. Folgen möchte ich dem alltäglichen Verständnis von *Text* insofern, als ich gesprochene Sprache ausklammere. Ein Textbegriff, der auch mündliche Sprache erfasst,⁶ ist für meine Untersuchung nicht geeignet, da es hier explizit um Schreib- und Leseprozesse geht.⁷

Sinnvoll ist es im vorliegenden Zusammenhang aber, den Alltagsbegriff von Text einerseits über die Grenzen des Papiers hinaus zu erweitern und andererseits die zeitliche Dimension der Textexistenz stärker in den Fokus zu nehmen. Die Vorstellung, *Texte* seien etwas Materielles, etwas Statisches, etwas, das – einmal gedruckt oder geschrieben – einfach da ist, wird dem Gegenstand bei genauerer Betrachtung nicht gerecht. Erstens ist ein Text keineswegs etwas rein Materielles, sondern auch etwas Mentales; er entsteht während der Lektüre im Kopf der Rezipientin. Andererseits und damit zusammenhängend sind Texte entgegen dem Alltagsverständnis keine unveränderlichen, statischen Objekte, sondern prinzipiell *dynamische* Gebilde.

1.1.1 Die Sublimation des Textes: das Kommunikat

Spätestens seit der pragmatischen Wende Ende der 1960er-Jahre ist in der Sprachwissenschaft allgemein anerkannt, dass Texte nicht einfach in sich geschlossene Gebilde sind, sondern Ausdruck und Mittel von Kommunikation.⁸ Als solche verweisen sie auf die Kommunizierenden und den Kommunikationsvorgang, der im-

5 Unter dem Begriff *materiell* werden in dieser Arbeit auch digitale Textexemplare subsumiert. Die Unterscheidung *materiell/immateriell* zielt nicht auf verschiedenen Medien ab, sondern auf die unterschiedlichen ›Aggregatzustände‹ eines Textes – also darauf, ob er als Objekt (materiell) vorliegt oder als mentales Konstrukt (immateriell). Markus Wienen verwendet in seiner Dissertation das weitgehend synonyme Adjektiv ›material‹, vgl. Wienen 2011, 84ff.

6 Ein solcher wird z. B. von Peter Hartmann und Maximilian Scherner verwendet (vgl. Dürscheid 2007, 3).

7 Zu den konkreten Unterschieden von gesprochener und geschriebener Sprache siehe Dürscheid 2012, 24ff.

8 Zu Begriff und Auswirkungen der pragmatischen Wende vgl. Schmoe 2010 und Fix 2009, 104.

mer wieder unterschiedlich abläuft. Wir lesen ja nicht einfach ›was da steht‹; die »Rezeption von Texten ist [...] eindeutig selektiv« (Wienen 2011, 11). Jede liest einen Text anders, weil sie die Worte und Sätze, die Argumente und Erzählstränge anders mit ihrem Wissen von der Welt und ihren Interessen verknüpft. Ob diese Verknüpfungen vom Text ausgehen, dessen Inhalt (Informationsangebot) dann mit dem eigenen Wissen verbunden wird (*bottom-up*), oder ob umgekehrt die Erwartungen und das Vorwissen der Leserin Ausgangspunkte des Verstehensprozesses sind (*top-down*), lässt sich nicht eindeutig entscheiden. In den Kognitionswissenschaften ist seit den 1980er-Jahren unbestritten, dass beide Prozessrichtungen ablaufen (vgl. z. B. Schmidt 1986, 77). Entscheidend ist aber, dass das

Herstellen semantischer Textzusammenhänge [...] nicht gefasst werden [kann] als die schlichte Dekodierung sprachlicher Zeichen im Sinne eines Übersetzungsvorgangs, sondern es [...] als ein konstruktiv-schöpferischer Akt betrachtet werden [muss], der über die sprachlichen Zeichen hinausreicht und Bezug auf die Welt, die Intentionen des Produzenten und den eigenen Erfahrungshintergrund nimmt. (Fix 2009, 111f.)

Diesen ›konstruktiv-schöpferischen Akt‹ vollziehen die Leserinnen bei jeder Lektüre von Neuem, so dass *der Text* eigentlich erst im Moment der Rezeption entsteht.⁹ Der Kommunikationswissenschaftler Siegfried J. Schmid bezeichnet das dabei entstehende mentale Konstrukt, also die »Gesamtheit der kognitiven Operationen, die ein Individuum in seinem kognitiven Bereich über dem Text als Auslöser entfaltet«, als *Kommunikat* (Schmidt 1986, 88f.). Vor dem Hintergrund neuerer Medientheorien und Fragen nach der Multimodalität von Kommunikation wird der Begriff *Kommunikat* in der neueren Sprachwissenschaft auch anders gebraucht; so versteht Christa Dürscheid darunter »Äußerungsformen, die auf Sprache basieren, aber

⁹ Vgl. auch Hausendorf & Kesselheim 2008, 17.

auch andere Zeichenmodalitäten enthalten können« (Dürscheid 2011, 96; vgl. auch Adamzik 2002, 174ff.). In dieser Weise verwendet, ermöglicht der Begriff *Kommunikat* einen differenzierteren Blick auf das Zusammenspiel verschiedener Zeichenmodalitäten und setzt einem sehr weit gefassten Textbegriff Grenzen; Bilder, die innerhalb eines sprachlich verfassten Textes abgedruckt sind, gehören dann zum Kommunikat, nicht aber zum Text. In dieser Arbeit geht es mir aber nicht um das Zusammenspiel verschiedener Elemente innerhalb eines Textes (bzw. Kommunikats sensu Dürscheid), sondern um die Verknüpfung desselben mit den an ihm beteiligten Akteurinnen und die Prozesse, in die er eingebunden ist. Entsprechend ist es wichtig, die Rezeptionsprozesse differenziert beschreiben zu können. Hier bietet sich Schmidts Verwendung des Begriffs *Kommunikat* an (der sich auch Klemm anschließt, vgl. Klemm 2002, 154). Alternative Bezeichnungen wie *Text-im-Kopf* und *Text-in-Operation* halte ich für unhandlich oder, wie bei *Werk*, für stärker vorbelastet als *Kommunikat*.¹⁰

Das *Kommunikat* also wird von der Leserin während der Lektüre als eine mentale Version des materiell vorliegenden Textes neu erschaffen. Obwohl es sich wesentlich von dem Text, den die Autorin verfasst hat, unterscheiden kann (je nachdem wie sehr Interesse und Weltwissen von Rezipientin und Produzentin sich unterscheiden), verstehe ich das Kommunikat als eine Existenzform *desselben* Textes. Er ›sublimiert‹ im Moment der Lektüre, ändert metaphorisch gesprochen also seinen ›Aggregatzustand‹.¹¹ Der Text löst sich von seiner stabilen materiellen Repräsentationsform und erscheint als flüchtiges, schwer fassbares Kommunikat im Kopf der Leserin.

Dieser ›Sublimation‹ des Textes während der Lektüre kann man sein ›Kondensieren‹ oder seine ›Materialisierung‹ im Laufe der Textproduktion gegenüberstellen. Auch bei der Textproduktion spielen mentale Konstrukte eine wichtige Rol-

10 Eine Übersicht über die Begriffe, die für das mentale Textobjekt schon Verwendung fanden, liefert Wien 2011, 86.

11 Die Metapher des ›Aggregatzustandes‹ für Existenzformen von Texten verwendet schon Michael Klemm, allerdings mit einer etwas anderen Bildlichkeit als in der vorliegenden Arbeit; Klemm sieht im »Werden und Wandel« eines Textes seinen »flüssigen Aggregatzustand« [sic!]« (Klemm 2002, 153).

le – vor dem Aufs-Papier-Bringen, dem konkreten In-Worte-Fassen, steht immer ein gedanklicher, ein mentaler Prozess: »Auf der mentalen Ebene geht einem materialen Textobjekt (s) ein produzentenseitiger Textplan voraus [...]« (Wienen 2011, 84). Hinzu kommt, dass Texte, zumindest die etwas komplexeren, nicht ›in einem Guss‹ geschrieben werden, so dass Autorinnen während der Textproduktion immer wieder ihre eigenen Leserinnen werden. Diese Leseprozesse werden »primär dazu genutzt, eine mentale Repräsentation des Ist-Zustandes des Niedergeschriebenen aufzubauen, die dem Autor Vergleiche zwischen Ist- und Soll-Zustand und darauf aufbauende Entscheidungen über das weitere Vorgehen ermöglicht« (Jakobs 1997b, 77). Auch während des ›Kondensierens‹ verflüchtigt sich der Text also immer wieder zum ›Selbst-Kommunikat‹. Unter dem Strich ist ein Text wesentlich durch das bestimmt, was im Kopf der Kommunizierenden geschieht.

1.1.2 Die veränderbare Textgestalt: der *dynamische Text*

Schon allein durch den Einbezug seiner ›flüchtigen‹ Form (als *Kommunikat*) verliert der *Text* seine Eigenschaft als rein statischer Zeichenkomplex, die im vortheoretischen Verständnis des Begriffs impliziert wird. Aber auch, wenn man die mentalen Prozesse, die bei der Rezeption und Produktion von Texten ablaufen, vernachlässigt, greift die Vorstellung, Texte seien weitgehend unveränderliche Produkte, zu kurz. Vielmehr sind sie an situative Bedingungen gebunden und erfüllen kommunikative Funktionen, sind also *handlungsbezogene Einheiten* und können als solche »nichts Starres, ein für allemal Fertiges sein, sondern müssen als Element des Handelns auch unter dem Gesichtspunkt ihrer Produktion und Rezeption betrachtet werden« (Fix 2009, 114). Das kann auch die materielle Seite eines Textes, die *Textgestalt*,¹² betreffen.

12 Michael Klemm schlägt vor, den ›Text‹ terminologisch in die zwei Aspekte »Kommunikat« und »Produkt« zu differenzieren (Klemm 2002, 154). Aus Sicht der vorliegenden Untersuchung ist ein Text aber nicht nur mit Blick auf die mentalen Konstrukte, die Teil von ihm sind, prozesshaft, sondern auch bezüglich der meist als statisch betrachteten materiellen Seite. Da der Begriff »Produkt« Abgeschlossenheit impliziert, wird hier stattdessen »Textgestalt« verwendet.

Ebenso wie die Schrift, in der ein Text verfasst ist, und die Art des Papiers, auf dem er sich befindet, bei jeder Lektüre wahrgenommen werden, lässt sich auch der Kontext eines Textes nicht einfach ›wegdenken‹; auch er gehört zur Textgestalt. Dieselbe Person, mit demselben Weltwissen, wird den Text »Milch« auf einem Post-it, das an einer Kühlschranktür haftet, anders lesen, als wenn es an einer Thermoskanne klebt. Verändert sich der Kontext, verändert sich der Text – und bei gewissen Textsorten gehören Veränderungen des Kontexts zur prototypischen ›Biografie‹. So gehört es typischerweise zum ›Leben‹ einer mittelalterlichen Urkunde, dass sie im Laufe der Zeit aus ihrem ursprünglichen Kontext entfernt und (zum Teil gezielt) neu interpretiert wird. Ein prominentes Beispiel sind die eidgenössischen Bündnisurkunden (Bundesbriefe), die sich zur Zeit ihrer Entstehung weder in Zweck noch Bedeutung von einer ganzen Flut gleichartiger Urkunden unterschieden, um die Mitte des 15. Jahrhunderts aber »mit dem entstehenden Mythos vom eidg. Befreiungskampf um 1300 in Verbindung gebracht und damit mit zusätzlicher Bedeutung aufgeladen« wurden (Stettler 2004, 6). Ein modernes Beispiel für Texte, die typischerweise irgendwann ihren Kontext (bzw. hier vor allem Kontext) wechseln, sind *Tweets*, also die kurzen (maximal 140 Zeichen langen) Texte, die über das soziale Netzwerk Twitter veröffentlicht werden. Diese sind schon bei ihrer Veröffentlichung nicht in einen, sondern eine Vielzahl von Ko(n)texten eingebettet, da sie in der Timeline (das heisst in der Liste der abonnierten Beiträge) einer jeden Userin von unterschiedlichen anderen Tweets umgeben sind. Werden sie dann *retweeted*, also an die Abonentinnen der eigenen Beiträge (*Followerinnen*) weitergeleitet, erscheinen sie wiederum in einem anderen Kontext, z. T. stark zeitversetzt.

Insbesondere in der Geschichtswissenschaft findet die ›Biografie‹ eines Textes schon länger Beachtung, da sie seine Wirkungsgeschichte wesentlich bestimmt. Aus Sicht von Historikerinnen dürfte es daher unbestritten sein, dass es sich bei der Inschrift auf einem Steinblock, der anfänglich zur Fassade eines Tempels gehörte, dann aus dieser herausgelöst wurde und jetzt Mitten in einer Geröllhalde liegt, noch immer um denselben Text handelt. Aus textlinguistischer Sicht könnte durchaus argumentiert werden, dass ein neuer Text entstanden und der alte verloren ist,

wurde er doch aus seinem situativen Kontext entfernt und seiner ursprünglichen kommunikativen Funktion beraubt. Tatsächlich wäre es durchaus legitim, diesen ›neuen‹ Text von seiner Entstehungsgeschichte zu abstrahieren und ihn in seinem gegenwärtigen Kontext (auf einem Steinblock in einer Geröllhalde, das heisst, zwischen lauter unbeschrifteten Steinen) zu analysieren; zweifellos entfaltet er auch dann eine (ganz unerwartete) kommunikative Wirkung. Entsprechend könnte man argumentieren, dass die Bundesbriefe im 19. Jahrhundert nicht dieselben Texte sind wie im 13. Jahrhundert (sie werden ja auch ganz unterschiedlich gelesen).

In der vorliegenden Arbeit wird aber explizit davon ausgegangen, dass es sich bei dem Text an der Tempelfassade und dem Text auf der Geröllhalde, bei den Bundesbriefen zur Zeit ihrer Produktion und zur Zeit ihrer mythischen Überhöhung, bei einem eben verfassten Tweet und beim zwei Wochen später retweeteten Text jeweils um *denselben* handelt. Selbst wenn nicht nur Ko- und Kontext verändert werden, sondern der Zeichenkomplex eines Textes selbst, soll der Text noch als ein und derselbe verstanden werden. Ein Text in diesem Sinne behält also seine *Identität*, selbst wenn er nicht mit sich selbst *identisch* ist.¹³ Gegen die Annahme, ein ›umgeschriebener‹ sei noch *derselbe* Text, gibt es eine Reihe guter Argumente. Es soll hier aber ohnehin nicht die These vertreten werden, dass *jeder* ›umgeschriebene‹ oder sonst irgendwie veränderte Text noch identisch mit seinem Ursprungstext sei. Bei *geisteswissenschaftlichen Aufsätzen*, und um solche dreht sich diese Untersuchung (siehe unten), gehört es aber typischerweise zur ›Biografie‹, dass sie sich – auch äusserlich – verändern, so dass veränderte Fassungen zumindest bei dieser Textsorte integraler Bestandteil der Analyse sein sollten.

Theoretisch schliesst diese Sicht auf den Gegenstand an einen Textbegriff aus der Editions-wissenschaft an. Die Editorinnen literarischer Werke sehen sich in der Regel mit der Situation konfrontiert, dass nicht nur (wenn überhaupt) *ein* gedruckter,

¹³ Diese in sich widersprüchliche Begrifflichkeit wird hier, gleichsam als Folge der ›Biografie‹-Metapher, aus der Sphäre des menschlichen Lebens übernommen: Obwohl ein 10-jähriges Mädchen schlecht als identisch – im wörtlichen Sinn: »völlig übereinstimmend« – mit der 50-jährigen Frau, die einmal aus ihr wird, bezeichnet werden kann, bleibt ihre Identität intakt.

durch Verlag und Autorin abgesegneter Text vorhanden ist, sondern es daneben zum Teil eine ganze Reihe *Vorstufen* desselben gibt. Der aus dieser Situation entstandene Textbegriff »beruft sich [...] darauf, daß die verschiedenen Stadien, die ein Werk innerhalb seiner Entstehung und Bearbeitung durch seinen Autor durchläuft, zu einem und demselben Text gehören, verschiedene Fassungen *eines* Textes darstellen« (Martens 2000, 202). Während in den Editionswissenschaften, wie auch in den Literaturwissenschaften, die Autorin noch immer Fluchtpunkt sehr vieler Überlegungen ist, soll der Textbegriff in der vorliegenden Untersuchung über den Handlungsspielraum der Verfasserin hinaus erweitert werden.¹⁴ Jedes bearbeitete, materielle Exemplar des Textes bleibt eine Fassung desselben. Das wird, besonders bei sehr verbreiteten Texten, etwas unübersichtlich; es werden kaum je *alle* Fassungen eines Textes betrachtet werden können. Das ist aber auch nicht nötig, da es in dieser Untersuchung nicht um die vollständige Erfassung aller Vorkommen eines Textes geht, sondern um die Zusammenhänge zwischen einzelnen Fassungen und die (Gestaltungs-)Prozesse, die im ›Leben‹ desselben ablaufen.

Das ›Leben‹ von Texten verläuft sehr unterschiedlich und liesse sich ganz allgemein weder beschreiben noch untersuchen. Im Folgenden wird deshalb auf eine Textsorte fokussiert; auf *geisteswissenschaftliche Aufsätze*. Dabei werde ich in einem ersten Schritt beschreiben, was ich unter einem *geisteswissenschaftlichen Aufsatz* verstehe und wie ich Exemplare dieser Textsorte von Exemplaren anderer Textsorten abgrenze.

1.2 Textsorten und die Lösung kommunikativer Aufgaben

Auch wenn man, wie ich in der vorliegenden Untersuchung, nur schriftliche Sprachvorkommen als *Text* bezeichnet, existiert davon eine ungeheure Vielzahl, ein wah-

¹⁴ Auch die Linguistik tut sich bis heute schwer damit, Texte nicht von der Autorin her zu denken. Selbst in neueren Theorien, in denen der Leserin eine etwas aktivere Rolle zugesprochen wird, bleibt ihre Bedeutung für die Textkonstitution meist weit hinter jener der Autorin zurück (vgl. dazu ausführlich Wienen 2011, 89ff.).

res ›Textuniversum‹. Auffällig ist, dass viele dieser Texte sich ganz offensichtlich ähneln oder sich umgekehrt schon auf den ersten Blick unterscheiden. Die Tausenden von Texten, die wie selbstverständlich in unsere literale Gesellschaft eingebunden sind, besitzen zum Teil gemeinsame Merkmale und lassen sich entsprechen zu *Textsorten* gruppieren. Die Existenz bzw. Entstehung einer solchen Systematik ist kein Zufall, sie wurde aber auch nicht einfach so ›gemacht‹: »Eine solche Entwicklung vollzieht sich nicht bewußt und geplant, daher nicht als Werk von Individuen, sondern ist nur denkbar als Resultat von *problemlösendem Handeln*« (Graefen 1997, 55; Hervorhebung im Original). Die Gesellschaft hat zur Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben sprachliche Routinen entwickelt, also Handlungsmuster, an denen sich die Kommunizierenden orientieren können, die sie während des Sprechens (bzw. Schreibens) abrufen und anwenden können.¹⁵ In der gesprochenen Sprache werden diese mehr oder weniger verpflichtenden Muster als *kommunikative Gattung* oder *Genre* bezeichnet (vgl. Luckmann 1986; Linke 2011; Linke i.Dr.). Wir folgen ihnen meist unbewusst: Ein Tischgespräch unter Freundinnen läuft sprachlich und strukturell ganz anders ab als ein geschäftliches Meeting, auch ohne dass die Teilnehmerinnen vorher genau planen, was sie wann wie sagen. Im Meeting werden andere Worte verwendet und die Aufteilung der Redezeit ist eine andere als im Tischgespräch, auch die Art der Themenbearbeitung, die logische Struktur einzelner Aussagen und der Ablauf von Sprecherinnenwechseln unterscheiden sich.

Die kommunikativen Aufgaben, die wir schriftlich bearbeiten, folgen z.T. anderen Gesetzen als jene, mit denen wir uns in Gesprächen konfrontiert sehen (wir müssen keine Sprecherinnenwechsel organisieren, dafür aber z. B. garantieren, dass eine Leserin beim Ausfüllen eines Formulars weiss, welche Angaben sie wo eintragen muss). Aber auch in denjenigen Lebensbereichen, in denen wir schriftlich kommunizieren, wiederholen sich die Aufgaben, die wir bearbeiten müssen, und auch hier haben sich Muster entwickelt, an denen wir uns bei ihrer Lösung orientieren. Das Gegenstück zu den *kommunikativen Gattungen* in der gesprochenen

15 Zu sprachlichen Routinen als Handlungsmuster vgl. Feilke 2012, 2ff.

Sprache sind die *Textsorten* in der schriftlichen Kommunikation. Wir sprechen von *Rezepten, Rechnungen, Wetterberichten, Zeitungsartikeln, Werbeanzeigen* usw. und haben mit diesen Einteilungen kaum je Schwierigkeiten, obwohl wir die Kategorisierungen nicht logisch und immer streng entlang der kommunikativen Aufgaben, die die Texte erfüllen, vornehmen. Wir unterscheiden Textsorten intuitiv. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist widersprüchlich: Textsorten definieren sich über sehr unterschiedliche, sich z.T. überlagernde Kriterien. Die ›normalen‹ Schreiberinnen und Leserinnen kümmert das wenig: »Für eine Abgrenzung von anderen Textsorten oder gar die Interiorisierung einzelner Merkmale dieser Komplexe [d.h. Textsorten, AG] besteht für die Individuen in der Regel weder Veranlassung noch Notwendigkeit« (Heinemann 2000a, 507). Die Wissenschaft, die gerne mit klaren Einteilungen und exakten Grössen arbeitet, stellt dieser Umstand aber vor schwerwiegende Probleme – zumindest wenn man allgemeine Kriterien definieren will, die eine eindeutige Zuordnung aller Texte des Textuniversums zu je einer Textsorte ermöglichen. Wolfgang Heinemann hat das in einer »approximative[n] Bestimmung von Textsorten« dennoch versucht und dabei fünf Ebenen ausgemacht, auf die sich die Gemeinsamkeiten von Textexemplaren einer Textsorte beziehen (können):

- auf die äußere Textgestalt / das Layout;
- auf charakteristische Struktur- und Formulierungsbesonderheiten / die Sprachmittelkonfiguration [...];
- inhaltlich-thematische Aspekte;
- situative Bedingungen (einschließlich des Kommunikationsmediums / des Kanals);
- kommunikative Funktionen. (Heinemann 2000a, 513)

Wie schon beim *Textbegriff* sind für die vorliegende Untersuchung allgemeine Unterscheidungs- bzw. Zuordnungskriterien (die eine eindeutige Zuordnung *jedes* beliebigen Textes zu einer bestimmten Textsorte erlauben) auch im Bereich der *Textsorten* von geringer Bedeutung. Wichtig ist vielmehr, welche Kriterien für die

Zusammengehörigkeit jener Texte, die im Folgenden untersucht werden, die entscheidenden sind.

Sowohl die Aussagen, die später zu den Vorgaben der Textgestaltung gemacht werden, als auch jene, die sich auf die Bearbeitung der Textoberfläche durch die Leserinnen beziehen, gelten nicht für alle Texte des Textuniversums im gleichen Masse. Die Prozesse, die während des Schreibens, Textgestaltens und Lesens ablaufen, vollziehen sich nie isoliert. Sie sind eingebunden in eine zeitliche Abfolge von Vorgängen und Situationen. Aussagen, die zu Textproduktion und -rezeption gemacht werden, lassen sich entsprechend nur auf jene Texte beziehen, die eine ähnliche ›Biografie‹ haben. Die Textsorte *geisteswissenschaftlicher Aufsatz*, die Gegenstand dieser Untersuchung ist, definiere ich darum primär über die gemeinsame ›Biografie‹ ihrer Texte. Zwar können ›Biografien‹ von *Zeitungsartikeln*, *Rezepten* und *Romanen* streckenweise sehr ähnlich verlaufen wie jene von geisteswissenschaftlichen Aufsätzen; auch Romane werden auf der Grundlage (buch-)typografischer Normen gestaltet, auch in Rezepten werden hin und wieder Textstellen von Leserinnen markiert und auch Zeitungsartikel werden ab und zu mit Marginalien versehen. Die Art, in der diese Prozesse ablaufen, unterscheiden sich aber z. T. grundsätzlich von jenen, die sich im ›Leben‹ eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes abspielen. Zudem gehört die Entstehung einer *sekundäre Textgestalt* – also die Bearbeitung der Textoberfläche durch die Leserin – zur prototypischen ›Biografie‹ geisteswissenschaftlicher Aufsätze.

Diese Tatsache ist, um auf Heinemanns fünf Ebenen zurückzukommen, weder der äusseren Gestalt noch charakteristischen Formulierungsbesonderheiten oder inhaltlich-thematischen Aspekten der Texte geschuldet. Sie beruht auf den situativen Bedingungen, unter denen geisteswissenschaftliche Aufsätze entstehen und gelesen werden, und sie ist eng verknüpft mit deren kommunikativer Funktion. Relevant für die Abgrenzung der ausgewählten Textsorte ist also der musterhafte Prozess, der das Schriftstück hervorbringt und den es durchläuft.

Die für die vorliegenden Untersuchung ausgewählte Textsorte geisteswissenschaftlicher Aufsatz zeichnet sich zuallererst dadurch aus, dass sie sich funktional in

einen geisteswissenschaftlichen Diskurs¹⁶ einordnet (oder einzuordnen versucht).
Ihr

soziale[r] Sinn besteht darin, in einem relevanten Bereich einer Wissenschaftlergemeinschaft Neues mitzuteilen und/oder sie überblickshaft oder zusammenfassend über einen Themenbereich zu informieren und/oder sich kritisch mit Neuem und Älterem auseinanderzusetzen usw. (Sandig 1997, 28)

Situativ teilen die Texte im Untersuchungskorpus die Eigenschaften, dass sie von Wissenschaftlerinnen einer »Wissenschaftlergemeinschaft mit gleichartigem oder unterschiedlichem Grad des Expertentums« (Sandig 1997, 29) verfasst und gelesen werden und dass sie zur Lösung von Standardproblemsituationen wissenschaftlichen Schreibens (und Lernens) genutzt werden.¹⁷ Zweifellos teilen diese Texte auch charakteristische Struktur- und Formulierungsbesonderheiten, haben inhaltlich-thematische Aspekte gemeinsam und ähneln sich in ihrer äusseren Gestalt. All diese Gemeinsamkeiten sind Resultat jener Musterbildung, die weiter oben bereits beschrieben wurde – diese ›Äusserlichkeiten‹ sind Merkmale von *Textsorten* (oder, in der gesprochenen Sprache, *kommunikativen Gattungen*). Ausgangspunkt bleibt aber die kommunikative Funktion bzw. Aufgabe, die eng verbunden ist mit der Kommunikationssituation. Ob und wie Texte zu *markierten* Texten werden (und das ist hier relevant), ist nicht abhängig von den sichtbaren Mustern am materiellen Gegenstand, sondern von den unsichtbaren Mustern im Produktions- und

16 Graefen lehnt die Bezeichnung *wissenschaftlicher Diskurs* in diesem Zusammenhang ab, da sich *Diskurs* ihrer Meinung nach »im allgemeinen [auf] die mündliche, unmittelbare Interaktion« bezieht (vgl. Graefen 1997, 82). Sie schlägt stattdessen den Ausdruck *wissenschaftliche Kommunikation* vor. Da mit Blick auf die Prozesse, die bei der Rezeption und Produktion geisteswissenschaftlicher Aufsätze ablaufen (und um die es hier geht), die Intertextualität eine grosse Rolle spielt, scheint mir das Verständnis von *Diskurs* als »eine Menge von [...] Texten oder Äußerungen, die [...] ein intertextuelles ›Gespräch‹ in einer Kommunikationsgemeinschaft bilden« (Bußmann 2008, 141), aber durchaus passend.

17 Vgl. dazu Sandig 1997, 28f.

Rezeptionsprozess. Die sichtbaren Merkmale sind ›nur‹ die Folge der unsichtbaren Prozesse und eignen sich deshalb nur sehr bedingt zur Abgrenzung.

An dieser Stelle sei noch kurz angemerkt, weshalb ich hier und im Folgenden von geisteswissenschaftliche *Aufsätzen* und nicht ganz allgemein von geisteswissenschaftlichen *Texten* spreche. Bei den Textexemplaren, die ich später konkret untersuche, handelt es sich weder um Monografien noch um Qualifikationsarbeiten, Lexikoneinträge, Rezensionen oder ähnliches, sondern eben um Aufsätze, also um »kürzere Abhandlung[en] über ein bestimmtes Thema« (Duden 2011). Vieles liesse sich aber, davon bin ich überzeugt, auch auf andere Arten geisteswissenschaftlicher Texte übertragen.

1.3 Zusammenfassung

Der vortheoretische Textbegriff ist als Grundlage für eine wissenschaftliche Analyse von Lese- und Schreibprozessen ungeeignet. Texte sind, wie in Kapitel 1.1.1 ausgeführt, Ausdruck und Teil von Kommunikation und als solche nicht abgeschlossene und nicht (nur) greifbare Objekte. Sie werden bei jeder Lektüre im Kopf der Leserin neu erschaffen: Während des Lesens sublimiert der materielle Text zu einem Kommunikat, das nicht weniger *der Text* ist, als die Druckerschwärze auf dem Papier.

Aber auch das materiale Textobjekt ist nicht statisch, sondern verändert sich. Es wird, wie in Kapitel 1.1.2 gezeigt, aus einem Kontext in einen anderen verschoben, taucht im Rahmen anderer Kontexte auf oder verändert gar seine sicht- und greifbare Gestalt. Kurz: Ein Textobjekt hat eine Biografie. Die leserinnenseitige Erschaffung eines Textes als Kommunikat spielt sich innerhalb dieser Biografie ab und ist eng mit ihr verknüpft. Gefasst und beschrieben werden kann sie aber nicht allgemein, sondern nur für bestimmte Textsorten.

Dabei sind Textsorten keine bewusst von bestimmten Personen erstellten Kategorien, sondern Muster, die sich aus sich wiederholenden kommunikativen Aufgaben entwickelt haben. Greifbar werden diese Muster oft an ›äusseren‹ Merkmalen wie charakteristischen Struktur- und Formulierungsbesonderheiten oder der Text-

gestalt, ihre Grundlage sind jedoch ihr gemeinsamer situativer Kontext und ihre ähnliche kommunikative Funktion. Die Textsorte *geisteswissenschaftlicher Aufsatz*, zu der die hier untersuchten Texte gehören, ordnet sich funktional in einen geisteswissenschaftlichen Diskurs ein und entsteht in vergleichbaren situativen Verhältnissen. Diese Gemeinsamkeiten sind es, die zu einer bestimmten Biografie führen, vor deren Hintergrund die Produktions- und Rezeptionsprozesse betrachtet werden müssen. Diese prototypische Biografie ist Thema des nächsten Kapitels.

2 Die Biografie geisteswissenschaftlicher Aufsätze

Es lassen sich drei Phasen unterscheiden, die ein geisteswissenschaftlicher Aufsatz während seines ›Lebens‹ durchläuft. Da ist zum einen die *Textproduktion*, also die ›Geburt‹ eines Textes, die ich in Kapitel 2.1 beschreiben werde. Es handelt sich dabei um ein weites, viel untersuchtes Feld und um einen Vorgang, der zu komplex ist, als dass eine fundierte Beschreibung sämtlicher beteiligter Prozesse möglich wäre. Konzentriert man sich aber auf die spezifischen Bedingungen *geisteswissenschaftlichen* Schreibens, rückt eine Technik in den Vordergrund: Die Schreiberinnen orientieren sich im Produktionsprozesse sehr stark an anderen geisteswissenschaftlichen Texten und machen diese zu ihren *Quellen*. Dabei etablieren sie eine spezielle Art des Lesens, das *Source Reading*.

Die Orientierung an bestehenden Texten spielt auch in der zweiten Phase des Lebens eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes, bei der *Gestaltung* eine Rolle. Allerdings nur in jenem Teilbereich, in dem die Autorin sich um die Gestalt kümmert, also den formulierungsnahen Gestaltungsprozessen. Im Gegensatz zu Briefen oder Post-its an Kühlschränken wird die Gestalt der untersuchten Textsorte, wie ich in Kapitel 2.2 aufzeige, in einem recht komplexen Prozess arbeitsteilig von den Autorinnen und professionellen Gestalterinnen hergestellt. In diesem Prozess spielen Gestaltungsnormen eine grosse Rolle.

Wie schon die Produktion steht auch die dritte Station im Leben geisteswissenschaftlicher Aufsätze, die *Textrezeption*, ganz im Zeichen des *Source Reading*: Der Text wird – darauf gehe ich in Kapitel 2.3 näher ein – zur Quelle und seine Lektüre ›entlinearisiert‹. Mit dieser speziellen Art des Lesens hängt es zusammen, dass zeit-

gleich mit der Rezeption durch die Kulturtechnik des *Markierens* eine neue, *sekundäre Textgestalt* entsteht.

2.1 Textproduktion: Standardproblemsituation und Source Reading

Das Schreiben eines Textes ist eine Handlung. Das leuchtet ganz unmittelbar ein; wir *tun* ja etwas, wenn wir schreiben. Wir drücken zum Beispiel die Spitze eines Bleistiftes auf die Oberfläche einer Seite Papier und bewegen sie so, dass Buchstaben, Worte, Sätze entstehen. Oder, inzwischen alltäglicher, wir tippen. Darüber hinaus *handeln* wir aber auch *sprachlich*, wir teilen etwas mit, verfolgen vielleicht konkrete Ziele mit dem, was wir schreiben. Diese Vorstellung – Kommunizieren ist Handeln – ist Kern der Pragmatik. Die meisten pragmatischen Texttheorien beruhen auf der einflussreichen *Sprechakttheorie*, die in den 1960er-Jahren vom britischen Philosophen John L. Austin entworfen und vom Amerikaner John R. Searle weiterentwickelt wurde. Austins und Searles Theorie betrachtet Sprechen als Konglomerat von Handlungsakten und differenziert zwischen einzelnen Teilhandlungen (z.B. Artikulation, Konstruktion, Bezugnahme etc.).¹⁸ Eine dieser Teilhandlungen wurde weiter oben schon mehrfach erwähnt, wenn von der »kommunikativen Funktion« von Texten die Rede war; sie ist für die Sprechakttheorie von grosser Bedeutung und wird als *Illokution* bezeichnet. Das Illokutionskonzept der Sprechakttheorie, das sich ursprünglich nur auf gesprochene Sprache bezog, wurde bereits in den 1980er-Jahren auf schriftliche Texte ausgeweitet und ist bis heute zumindest implizit Grundlage aller pragmatischen Texttheorien.¹⁹ Dabei wurde und wird, auch im Zusammenhang mit der offensichtlichen Existenz von Textsorten bzw. kommunikativer Gattungen, der Blick vermehrt auf die Handlungsdimensionen von Sprache gerichtet. Kommunikatives Handeln ist oft (auch) soziales Handeln und in aller Regel ist es problemlösendes Handeln.

18 Zur ersten Orientierung vgl. Bußmann 2008, 674f.

19 Vgl. dazu Wien 2011, 62ff.

Allgemein gesprochen sind Texte also »Mittel zur Lösung kommunikativer Probleme« (Wienen 2011, 59), wobei spezifische Texte spezifische Probleme lösen sollen. Geisteswissenschaftliche Aufsätze können entsprechend betrachtet werden als konventionalisierte Lösungen typischer Problemsituationen geisteswissenschaftlichen Arbeitens, wie z. B. »daß man zu einem Tagungs- oder Sektionsthema etwas beitragen möchte oder gebeten wird, zu einem Thema oder Anlaß zu schreiben, und/oder daß man Neues entdeckt hat, das man mitteilen möchte« (Sandig 1997, 28). Konkret wird zu Beginn des Schreibens eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes ausgehend von solchen Standardproblemsituationen eine erste Textidee entworfen. Es ist eine wichtige Besonderheit geisteswissenschaftlicher Texte, dass schon dieser erste mentale Entwurf typischerweise eingebettet ist in die Rezeption des wissenschaftlichen Diskurses, in den sich der Text einordnet. Schreiben beginnt bei der hier untersuchten Textsorte also immer mit Lesen. Dieses Lesen unterscheidet sich wesentlich vom Lesen einer Zeitung zu Informationszwecken oder dem Lesen eines Romans zur Unterhaltung. Der hier thematisierte Leseprozess ist zielgerichteter; er macht die anderen Texte zu Quellen der eigenen Überlegungen. Entsprechend werden diese Leseprozesse in der Textproduktionsforschung als *Source Reading* bezeichnet (vgl. Jakobs 1997b).

Hat sich eine erste Textidee, ein erstes mentales Modell des Textes, im Kopf der Autorin verdichtet, laufen jene ›Verfestigungsprozesse‹ ab, die bereits weiter oben erwähnt wurden. Das mentale Modell des Textes wird zu Papier gebracht bzw. ausformuliert, die materielle Vorstufe des Textes wirkt via Leseprozesse zurück auf das mentale Modell und führt, gemeinsam mit anderen Faktoren, mittels Umformulierung zu einer neuen, ergänzten oder überarbeiteten Vorstufe. Dieser Prozess wiederholt sich so lange, bis eine erste, quasi abgeschlossene materielle Textgestalt vorliegt (vgl. Abb. 2.1).

Will man untersuchen bzw. beschreiben, wie genau die hier als *Formulieren* bezeichneten Prozesse ablaufen, landet man sehr schnell bei der Frage, wie Sprachproduktion *per se* funktioniert, d.h. wie Ideen, Gedanken, Gefühle versprachlicht

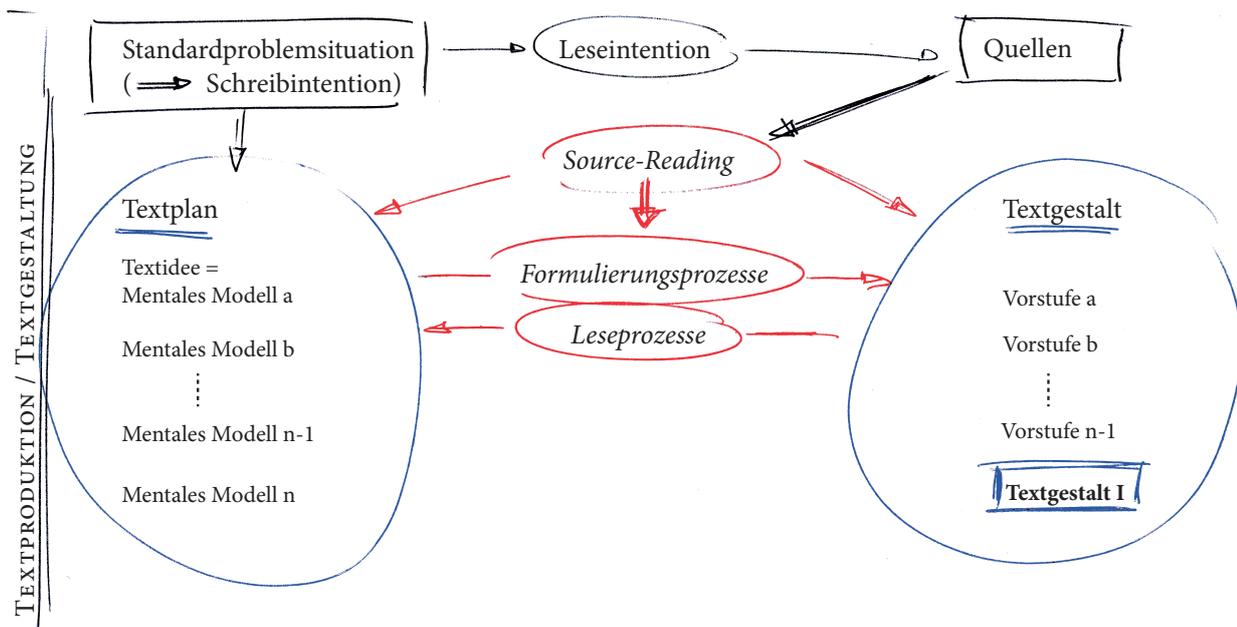


Abb. 2.1: Übersicht über die Prozesse, die während der Textproduktion ablaufen

werden.²⁰ Diese Frage beschäftigt Wissenschaftlerinnen diverser Fachrichtungen seit Jahrzehnten und wird sich anhand der Komplexität des zu beschreibenden Vorgangs wohl nie abschliessend beantworten lassen. Mit Blick auf die Spezifika der Textproduktion muss zudem festhalten werden, dass die Prozesse, die dabei ablaufen, »in ihrer Komplexität weit über Anforderungen an die Erzeugung grammatisch korrekter, situativ angemessener Wortfolgen und Sätze hinaus[gehen]« (Jakobs 1997 a, 2). Vertexten ist nicht dasselbe wie Versprachlichen;²¹ die Formu-

20 Wobei die Vorstellung, dass diese mentalen Konstrukte bzw. »kognitiven Inhalte« (Sandig 1997, 25) »versprachlich« sind und entsprechend »versprachlicht« werden müssen, heikel ist. Man könnte ihr entgegenhalten, dass *Denken* und *Fühlen* nicht unabhängig von Sprache funktionieren, sondern sich immer auf diese und die dahinterstehenden Konzepte beziehen. Solch grundsätzlichen Fragen kann im Rahmen dieser Untersuchung leider nicht weiter nachgegangen werden.

21 Man könnte den Prozess des Versprachlichens als Teilhandlung des Vertextens verstehen (wie es Jakobs zumindest implizit tut, vgl. Jakobs 1997 a, 2f.). Es liesse sich aber auch argumentieren, dass Vertexten nur eine von verschiedenen Ausformungen des Versprachlichens ist; Sprechen ist ja nicht einfach eine Vorstufe des Schreibens, sondern gehorcht eigenen, ebenso komplexen Gesetzen. Zu Zusammenhang und Wertung von

lierungsprozesse, die bei der Herstellung von Texten ablaufen, folgen ihren eigenen Gesetzen.

Mit Blick auf das Schreiben geisteswissenschaftlicher Aufsätze ist ein wichtiges dieser Gesetze, dass die Textproduktion eng mit dem weiter oben erwähnte *Source Reading* verknüpft ist: Die Autorin benutzt die anderen Texte nicht nur bei der Generierung der ersten Idee, sondern während der gesamten Textproduktion als Quellen, orientiert sich also an ihnen. Sie tut dies rein inhaltlich, um sich mit ihrem Text in den thematischen Diskurs einzuordnen. Sie rekurriert aber auch beim konkreten Schreibvorgang ständig auf ihre *Quellen*, weil die Muster, denen diese folgen und die sie gemeinsam haben, »komplexe Handlungsanweisungen für das Vertexten von Inhalten« (Jakobs 1997 a, 4) enthalten. Diese »Handlungsanweisungen« betreffen sowohl die Ebene der Sequenzierung (z. B. »These« – »Argument« – »Folgerung«, vgl. Rudolph 1983, 194ff.) als auch das Formulieren im engeren Sinne, also zum Beispiel die Lexik, die Wortstellung, feste syntagmatische Verbindungen etc. (vgl. Sandig 1997, 31ff.).²² Das *Source Reading* begleitet also den gesamten Produktionsprozess (vgl. Abb. 2.1). Es bildet ein »konventionell vereinbartes Muß« innerhalb der geisteswissenschaftlichen Kommunikation und erfüllt »vielfältige Funktionen in bezug auf den Erkenntnisprozeß des Autors« (Jakobs 1997 b, 82).

2.2 Textgestaltung: Typografie und Normen

Bei der bisherigen Beschreibung des Textproduktionsprozesses wurde bewusst ein Aspekt ausgeklammert, der für diese Untersuchung von grosser Bedeutung ist: die Textgestaltung. Texte existieren, wie weiter oben ausgeführt, nicht nur im vortheoretischen Sinn des Begriffs – als materiell fassbare Objekte –, sondern auch als flüchtige mentale Konstrukte. Ihre prototypische Form bleibt aber der »feste

schriftlicher und mündlicher Kommunikation (allerdings unter umgekehrten Vorzeichen) vgl. Dürscheid 2012, 13ff.

22 Helmut Feilke zeigt, wie man sich diesen Rückbezug der Autorinnen handlungstheoretisch in etwa vorstellen muss, wobei sein Modell der Textproduktion einen etwas anderen Fokus hat als das in dieser Arbeit vorgestellte. Feilke spricht in diesem Zusammenhang von *Textroutinen*, vgl. Feilke 2012, 11ff.

Aggregatzustand« und in diesem haben sie eine wahrnehmbare Oberfläche. Klammert man die Beschaffenheit eines materiell vorhandenen Textes aus, wird man dem Gegenstand in vielerlei Hinsicht nicht gerecht. Denn die Gestalt eines Textes ist für seine Rezeption von grosser Bedeutung.

Genauso wie Texte in ihrer sprachlichen Form in eine Reihe komplexer Prozesse eingebunden sind, entsteht auch ihre Gestalt nicht zufällig. Sie wird gemacht. Autorinnen sind nolens volens immer auch Gestalterinnen. Ganz offensichtlich ist das bei handschriftlichen Texten, wo die Textoberfläche, das *Schriftbild*, ganz unmittelbar, sichtbar und unvermeidbar mit der Autorin verknüpft ist. Hier wird das ›Aussehen‹ des Textes von der Leserin in der Regel bewusst wahrgenommen. Dies ist bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen, die normalerweise am Computer geschrieben werden, viel weniger der Fall. Gestaltet werden aber auch diese. In heute gängigen Textverarbeitungsprogrammen wird von der Produzentin eine Schriftart²³ gewählt, werden Wörter hervorgehoben und Absätze gesetzt. Diese und noch viele weitere Aspekte fallen in den Bereich der *Typografie*, womit in der vorliegenden Arbeit sowohl die Gestaltung als auch die visuelle Darstellung (also die Gestalt) eines Druckwerks gemeint ist.²⁴ Die typografischen Möglichkeiten sind seit der Einführung des PC stetig gewachsen, so dass Autorinnen mehr und mehr zu Laientypografinnen werden (vgl. Spitzmüller 2012, 211).

Im Gegensatz zum handschriftlichen Schreiben ist das Gestalten von Texten am Computer nicht unmittelbar an das Tippen gebunden und kann nach dem Verfassen verändert werden. Es ist sogar möglich – und bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen üblich –, dass die druckreife Textgestalt nicht von der Autorin selbst, sondern von einer anderen Person hergestellt wird. Einige Gestaltungsentscheidungen werden dennoch typischerweise sehr zeitnah an den Formulierungsprozessen getroffen. So legt die Produzentin während des Schreibens fest, welche Wörter ty-

23 Der Begriff *Schriftart* wird hier und im Folgenden im Sinne einer in einem Textverarbeitungsprogramm auswählbaren *Schrift* (und also auch synonym dazu) verwendet. Diese Verwendung ist im alltäglichen Sprachgebrauch typografischer Laien üblich, auch wenn *Schriftart* streng genommen auf eine ganze Gruppe von Schriften mit formalen Gemeinsamkeiten verweist (vgl. Spitzmüller 2012, 207).

24 Zum Begriff *Typografie* und dessen Mehrdeutigkeit vgl. Spitzmüller 2013, 9ff.

pografisch hervorgehoben werden sollen und wie die Textoberfläche strukturiert ist (Absätze, Listen, Überschriften etc.). Diese Gestaltungsprozesse sind eng mit den Formulierungsprozessen verbunden und auch hier orientiert sich die Autorin an anderen Exemplaren derselben Textsorte (auch hier spielt also das oben beschriebene *Source Reading* eine gewisse Rolle). Darüber hinaus existieren für geisteswissenschaftliche Aufsätze spezifische Gestaltungsnormen, auf die sich die Textproduzentin berufen kann, denen sie aber auch folgen muss. Sie werden meist schon zu Beginn des Studiums vermittelt, werden ausführlich geübt und prominent in Ratgebern zum Schreiben wissenschaftlicher Texte abgehandelt.²⁵ Bei Texten, die in Büchern oder Zeitschriften abgedruckt werden, werden diese Normen meistens durch zum Teil sehr detaillierte Gestaltungsvorgaben des Verlags (sogenannte *Style-Sheets*) ergänzt.

Neben diesen ›formulierungsnahen‹ Gestaltungsprozessen gibt es auch gestalterische Arbeiten und Entscheidungen, die dem Verfassen des Textes vor- oder nachgelagert sein können. Eine Autorin kann zum Beispiel, schon bevor sie das erste Wort tippt, eine Schrift und die Seitenränder des Dokumentes festlegen. Sie kann aber auch in einem ›leeren Dokument‹ drauflosschreiben und so, zumindest vorerst, die von der Programmherstellerin festgelegte, standardisierte Gestaltung übernehmen. Bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen trifft die Autorin die Entscheidung, in welcher Schriftart ein Text gedruckt wird und wie gross der Satzspiegel ausfällt, meistens gar nicht selbst. Sie erstellt typischerweise nur das Manuskript, also die *Druckvorlage*, die dann von einer Redaktion oder professionellen Typografinnen beim Verlag weiterverarbeitet wird: »Autoren schreiben keine Bücher«, sie schreiben Manuskripte, die erst in einem komplexen und arbeitsteiligen Arbeitsprozess zu gedruckten Objekten [...] werden« (Messerli 2010, 457). Das Aussehen des im Buch oder in der Zeitschrift abgedruckten Textes unterscheidet sich meist erheblich

25 Darüber hinaus existieren zwei amerikanische ›Standardwerke‹ (APA Style 2010 und MLA Style 2009), die den Anspruch erheben, diese Normen festzuhalten bzw. festzulegen. Sie finden – zumindest im deutschsprachigen Raum – in der Praxis aber nur in einzelnen geisteswissenschaftlichen Teildisziplinen Verwendung und sind aufgrund ihres Umfangs und ihrer Komplexität kaum alltagstauglich.

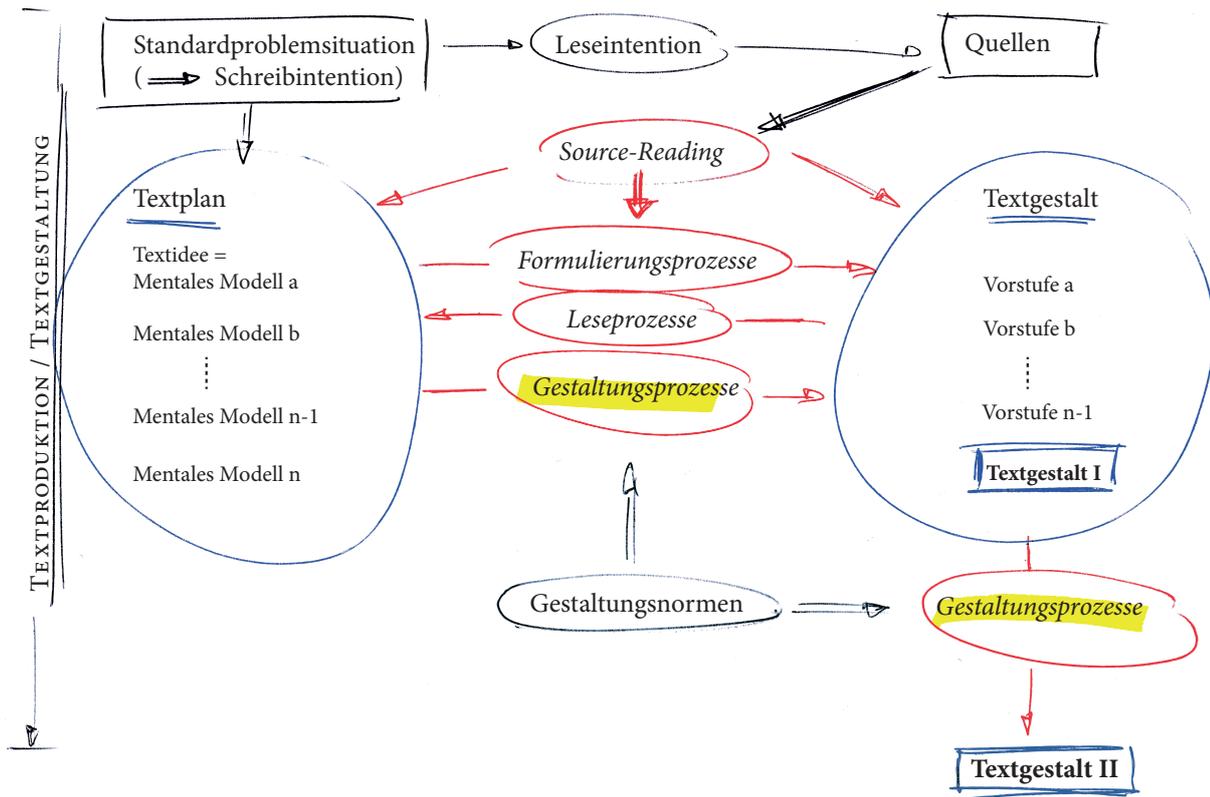


Abb. 2.2: Nach Fertigstellung des Textes durch die Autorin folgen weitere Gestaltungsarbeiten

von der Gestalt des Textes, den die Autorin dem Verlag übergeben hat (anderes Seitenformat, andere Schrift etc.). Die Verfasserin des Textes erhält nach der Fertigstellung der druckreifen Gestalt in der Regel noch einen ›Abzug‹ davon (die sogenannten *Druckfahnen*), den sie auf Fehler prüfen kann, bevor sie die Druckfreigabe (auch *Imprimatur* genannt) für den Text erteilt. Die ›formulierungsfernen‹ gestalterischen Arbeiten werden bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen also typischerweise nicht von der Autorin selbst ausgeführt, sondern folgen erst *nach* Abschluss der primären Textproduktion (vgl. Abb. 2.2).²⁶ Nach dem Imprimatur der Verfasserin

²⁶ Im Rahmen des Siegeszuges des *Desktop-Publishing* (DTP), bei dem »alle Vorgänge [der Druckproduktion, AG] von der Text- und Grafikeingabe bis zur Satzherstellung auf einem Computer in Verbindung mit einem

gelangt der Text schliesslich in Druck und dann via Verlag in den Vertrieb. Der Text ist – aus Sicht der Produzentin – abgeschlossen.

2.3 Rezeption: Leseintention, Rezipientin(n)entext(e) und Texte markieren

Im Gegensatz zu belletristischen Werken werden geisteswissenschaftliche Aufsätze, die als Lösungen der weiter oben erwähnten Standardproblemsituationen fungieren, von den meisten Leserinnen nicht im Buchhandel gekauft, sondern in einer Bibliothek konsultiert und, wenn für relevant befunden, auf lose Blätter kopiert oder eingescannt.²⁷ Der Text, der aus Sicht der Produzentin mit einer mehr oder weniger klaren, ihn wesentlich bestimmenden kommunikativen Funktion (Illokution) ausgestattet ist, gelangt so in einen neuen Kontext, der nicht von der Autorin oder der Gestalterin bestimmt wird, sondern von der Leserin. Die Rezipientin ist ja nicht, wie lange Zeit behauptet, ein passives »*Verstehens-Patiens* der Produktion« (Wien 2011, 97), sie dekodiert nicht einfach die im materialen Text vorhandenen sprachlichen Zeichen, sondern wirkt als konstruktiv-schöpferische Akteurin (vgl. Fix 2009, 111f.). Das trifft für geisteswissenschaftliche Aufsätze in besonderem Masse zu, weil die Rezipientinnen, wie ich im Folgenden zeige, sehr gezielt lesen und mit ihren Erwartungen die Absichten der Autorinnen damit oft übersteuern.

Natürlich wird ein geisteswissenschaftlicher Aufsatz von einigen Leserinnen mit einer recht neutralen, ›offenen‹ Lesehaltung vom ersten bis zum letzten Wort gelesen – ganz im Sinne der Autorin, die vielleicht etwas Neues entdeckt hat, das sie der Forschungsgemeinschaft mitteilen möchte (vgl. oben). Diese Art der Lektüre findet z. B. statt, wenn Wissenschaftlerinnen sich unabhängig von eigenen Projekten über aktuelle Entwicklungen in ihrem Fachgebiet auf dem Laufenden halten wollen.

Drucker oder Belichter abgewickelt werden können«, findet hier in den letzten Jahren eine Verschiebung statt. Heute ist es möglich, dass auch bei Büchern und Zeitschriften die ›formulierungsfernen‹ Gestaltungsarbeiten direkt von der Autorin geleistet werden. Der Verlag erhält dann ein – nach seinen Vorgaben gestaltetes – druckfähiges PDF-Dokument, in das er selbst gar nicht mehr eingreift.

27 In jüngster Zeit besteht immer häufiger auch die Möglichkeit über die Website der Verfasserin oder jene des Verlages auf die elektronische Version des druckfertigen Textes zuzugreifen.

Auch im Anfangsstadium eines eigenen Textproduktionsvorhabens, »d. h. in der Zeit des Sich-Orientierens, des Entwickelns von Ideen zum Thema und des Sammelns von Material« werden Texte meist »ungerichtet und global« gelesen (Jakobs 1997 b, 84). Viel häufiger werden geisteswissenschaftliche Aufsätze aber mit einer sehr spezifischen Intention gelesen, werden zu *Quellen* neuer Forschungs- und Textprojekte. Die Rezipientin liest während dieses, als *Source Reading* bezeichneten, Leseprozesses sehr fokussiert und selektiv, sucht oft nur eine ganz bestimmte Textpassage, manchmal nur einen einzigen Satz, der die eigene These stützt und zitiert werden kann. Entsprechend überfliegt sie den Text beim ersten Lesen vielleicht nur, liest da ein paar Wörter, dort einen Abschnitt oder ein ganzes Teilkapitel: die Rezipientin »entlinearisiert« den Text und bewegt sich während der Lektüre relativ frei im »Textraum« (Jakobs 1997 b, 85). In der Konsequenz unterscheidet sich das *Kommunikat*, das mentale Modell des Textes, das die Leserin während der Lektüre entwirft, unter Umständen ganz wesentlich vom *Textplan* der Autorin.

Markus Wienen weitet diese Differenz in seiner Dissertationsschrift konzeptionell über den mentalen Bereich hinaus aus; gemäss Wienen entstehen bei der Lektüre »Rezipienten-Texte«, die »als *materiale* Textobjekte zu verstehen sind« (Wienen 2011, 111, Hervorhebung im Original). Das rezipientinnenseitige Texthandeln, das zu diesen Rezipientinnen-Texten führt, beschreibt Wienen wie folgt:

[...] Rezipienten [müssen] erstens und noch *vor* dem Aufbau einer Textbedeutung eine Menge materialer Formen als ein produzenten-seitig präformiertes Textobjekt *anerkennen* und *(re)konstruieren*. Erst auf dieser Basis wird Rezipienten dann zweitens im Zuge von Semantisierungen und positiven Selektionen eine bestimmte (Teil-)Menge dieser Ressource *kommunikativ funktional*. Drittens schließlich werden Rezeptionen genau mit dem Kommunikationsaufbau und also *in dessen Folge* [...] material folgenreich: Erst mit der Kommunikatbildung stellen Rezipienten die in einer konkreten kommunikativen Interaktion faktisch kommunikativ funktionalen Ressourcen zusammen und

dimensionieren den Ressourcenzusammenhang, über den das jeweils aufgebaute Kommunikat *material* zu *beschreiben* und zu *differenzieren* ist. (Wien 2011, 109f., Hervorhebungen im Original)

Das von der Leserin als Text anerkannte materiale Objekt wird bei der selektiven, von der Leseintention gesteuerten Lektüre also nicht nur zu einem Kommunikat ›sublimiert‹, sondern auch selbst in Mitleidenschaft gezogen; durch Relevant- bzw. Irrelevantsetzung wird gewissen Teilen des materialen Textes eine Existenz zu- bzw. abgesprochen. Durch diesen Relevantsetzungs- bzw. ›Entlinearisierungsprozess‹ entsteht also quasi ein neuer materialer Text: der *Rezipientinnen-Text*.

Dabei bleibt es meist nicht bei *einem* solchen neuen Text. Ebenso wenig wie es sich bei der Produktion eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes um ein geradliniges Fortschreiten und Fortschreiben handelt, ist seine Rezeption nach der ersten Lektüre abgeschlossen. Ein geisteswissenschaftlicher Text, den eine Leserin für die Arbeit an einem eigenen Schreibprojekt für relevant hält, wird meistens mehr als einmal konsultiert. Neben der profanen Überprüfung des Wortlautes eines Zitates sind dafür oft auch komplexere Gründe verantwortlich:

Der Versuch, gedankliche Konstrukte sprachlich zu fixieren, kann zu neuen Einsichten und Zusammenhängen führen. Veränderungen in der kognitiven Repräsentation des Themas können wiederum den Fokus auf die Fachliteratur verändern und erneutes *source reading* auslösen, um Textquellen(-passagen) unter dem veränderten Blickwinkel erneut zu konsultieren und/oder um unter verändertem Fokus neue Literaturrecherchen und Lektüreprozesse einzuleiten etc. (Jakobs 1997b, 84, Hervorhebung im Original)

Genauso wie die Autorin im Produktionsprozess mehrere mentale Modelle und mehrere materiale Fassungen generiert (vgl. Abb. 2.1), entstehen also auch bei der Lektüre mehrere unterschiedliche, auf komplexe Weise miteinander verknüpfte

Kommunikate – und mehrere *Rezipientinnen-Texte* (vgl. Abb. 2.3). Die Differenz zum Ursprungstext dürfte dabei tendenziell grösser werden, weil die Lektüre mit jedem Mal fokussierter und selektiver ausfällt. Auf der Suche nach einer Passage im Text wird dieser nur noch »überflogen und auf die betreffende Passage hin gesannt« (Jakobs 1997b, 85). Im Zentrum stehen dabei nicht mehr »die Erschließung von Inhalten der Textquelle, sondern [...] Such- und Lokalisationsprozesse im Textraum« (Jakobs 1997b, 85). Um diese anspruchsvollen, komplexen Prozesse zu vereinfachen und sich im »Textraum« besser zurecht zu finden, hat sich in der wissenschaftlichen Lektüre eine Kulturtechnik etabliert, die bisher in der Forschung kaum Beachtung gefunden hat: das »Markieren« von Texten.

Anders als bei den meisten anderen Textsorten bzw. Leseprozessen, eignen sich die Leserinnen beim *Source Reading* den Text oft nicht nur mental, sondern auch physisch an, indem sie die materielle Gestalt des Textes verändern. Sie heben einzelne Sätze, Wörter und Passagen hervor, notieren Fragen oder wichtige Punkte in der Marginalspalte oder strukturieren Teile des Textes neu, indem sie zum Beispiel Argumente durchnummerieren. Kurz: Die Leserinnen gestalten den Text ihren Bedürfnissen entsprechend um. Zumindest teilweise wird so der Rezipientinnen-Text greifbar, dessen Materialität (vgl. Wien 2011, 111) in der Regel nur für die Rezipientin und nur im Moment der Lektüre wahrnehmbar ist. Der unsichtbare Prozess des Lesens, der ansonsten nur mittelbar (durch nachträgliche Befragung der Leserinnen) oder auf rein biologische Prozesse reduziert (mittels Eyetracking) untersucht werden kann, wird in den Markierungen ganz unmittelbar sichtbar. Die Sublimation der Textgestalt zum Kommunikat wird begleitet von einer Resublimation ebendieses Kommunikats zu einer sekundären Textgestalt. Während der Lektüre des geisteswissenschaftlichen Aufsatzes als Quelle für ein eigenes (Schreib-)Projekt finden also nicht nur Relevantsetzungsprozesse, sondern gleichzeitig und eng damit verbunden auch Markierungsprozesse statt. Beim Wiederlesen helfen die angebrachten Markierungen dann einerseits bei der Orientierung im Textraum, werden andererseits aber auch durch neue Umgestaltungsprozesse überlagert, so dass je

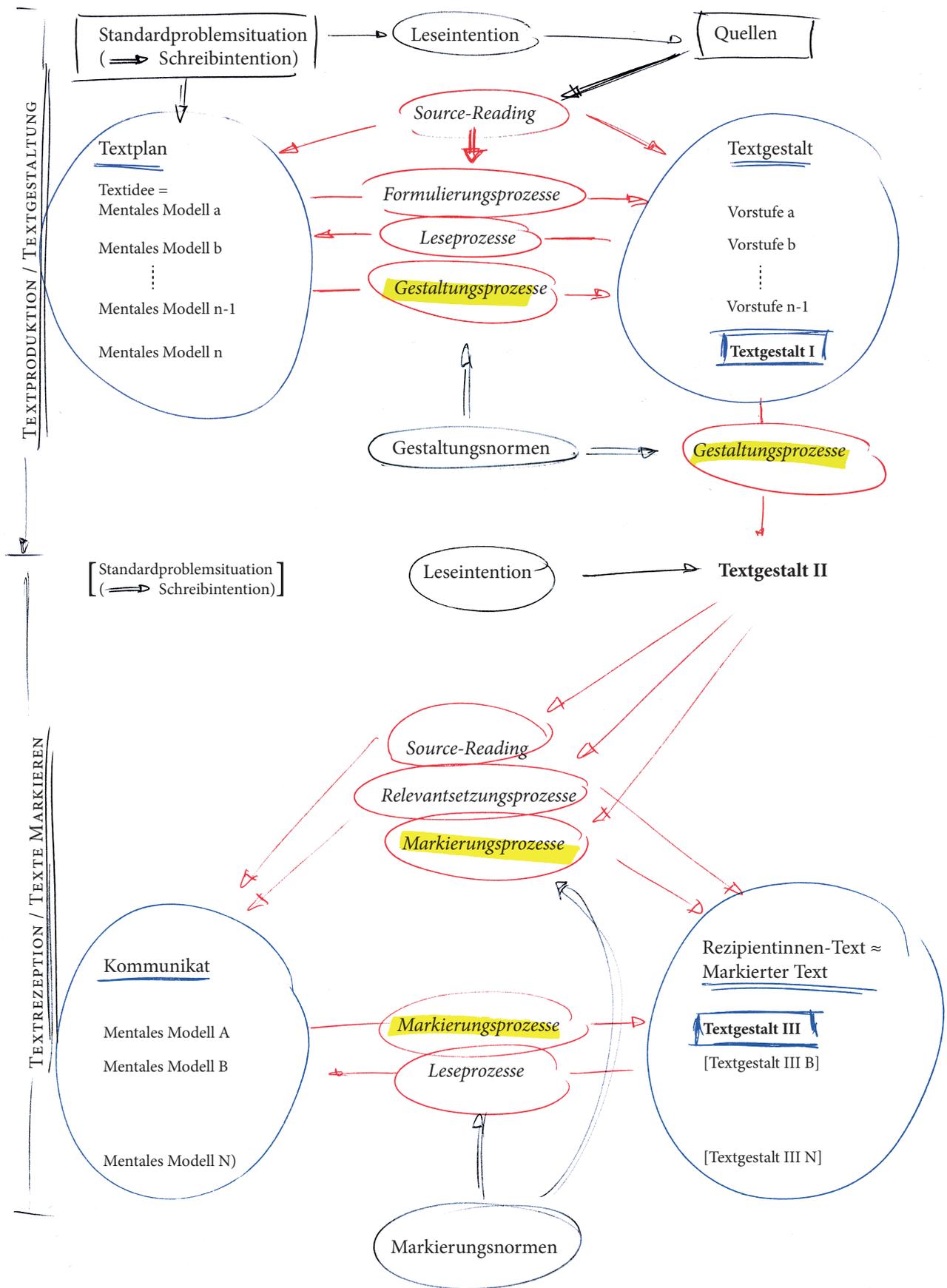


Abb. 2.3: Die Arbeit, die die Leserin leistet, ist ebenso komplex wie die Prozesse, die während der Produktion ablaufen

nach Anzahl Lektüren und Technik des Markierens sehr vielschichtige, komplexe neue Textgestalten entstehen (vgl. Abb. 2.3).

2.4 Zusammenfassung

Das Schreiben geisteswissenschaftlicher Aufsätze kann verstanden werden als der Versuch, eine Standardproblemsituation geisteswissenschaftlichen Arbeitens zu lösen. Es beginnt immer mit dem Lesen anderer Exemplare derselben Textsorte. Die vorhandenen Texte des Diskurses, in den die Autorin ihren Aufsatz einbringen will, werden zu Quellen des eigenen Schreibvorhabens und auf die entsprechende Art und Weise gelesen (Source Reading). Die Quelltexte dienen bei den Formulierungsprozessen als Folie und werden, wie ich in Kapitel 2.1 gezeigt habe, während des Schreibens immer wieder konsultiert.

Auch die Gestalt der funktional zu Quellen gemachten Texte spielt für die Entstehung des neuen Textes eine Rolle. Dies trifft aber nur für die formulierungsnahen Gestaltungsprozesse zu, die von der Autorin selbst vollzogen werden. Einen grossen Teil der Gestaltung geisteswissenschaftlicher Aufsätze übernehmen professionelle Gestalterinnen, die sich in ihrer Arbeit auf typografische Normen stützen. Die Autorin kann am Ende des Produktionsprozessen noch das Imprimatur erteilen, das Aussehen des Textobjektes aber nicht selbst bestimmen.

Noch weniger kann sie bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen Einfluss auf den Kontext nehmen, in dem ihr Text gelesen wird. Wie ich in Kapitel 2.3 gezeigt habe, gehört es zur typischen Biografie dieser Textsorte, dass sie aus ihrem ursprünglichen Ko- und Kontext entfernt wird. Darüber hinaus verändert die Leserin auch den Text selbst in grossem Masse. Dadurch, dass sie ihn gezielt als Quelle liest, entlinearisiert sie ihn auch. Das Kommunikat (bzw. die Kommunikate), das sie während der Lektüre generiert, kann sich sehr stark von der Textidee der Autorin unterscheiden und verdichtet sich in einem Rezipientinnen-Text. Dieser nimmt durch Techniken des Annotierens und Markierens eine greif- und sichtbare Gestalt an.

Im Laufe seines ›Lebens‹ durchläuft ein geisteswissenschaftlicher Aufsatz viele sehr komplexe Prozesse. Ein beachtlicher Teil davon bleibt unsichtbar und entzieht sich damit der Untersuchung: Sowohl die Textidee(n) der Autorin als auch das Kommunikat (bzw. die Kommunikate) der Leserin sind schwer zu fassen. Mindestens zwei Mal in der prototypischen Biografie eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes führen die mentalen Handlungen der Beteiligten aber zu einem sichtbaren Ergebnis: Es entsteht (mindestens) eine primäre und eine sekundäre Textgestalt. Erstere wird arbeitsteilig von Autorin(nen) und Gestalterin(nen) erstellt, Letztere während der Lektüre von der Leserin. Beide sind, so lässt sich vermuten, auf komplexe Weise miteinander verbunden. In ihrer Differenz manifestiert sich die Differenz zwischen Autorinnentext und Rezipientinnentext.

TEXTE GESTALTEN

3 Die primäre Textgestalt – Prototyp und Normen

Texte sind, wie in den vorangehenden Kapiteln gezeigt, mehr als nur Drucker­schwärze auf einem Blatt Papier. Das heisst aber nicht, dass sie in ihrer materiellen Form vernachlässigt werden sollten. Gerade in ihrer vermeintlich festen Form manifestieren sich die Prozesse, die Texte durchlaufen, und es werden sonst unsichtbare Vorgänge greifbar. Was während des Schreibens, des Gestaltens und des Lesens geschieht, spiegelt sich in der Textoberfläche. Ein materielles Textexemplar ist also Ausdruck einer oder mehrerer kommunikativer Funktion(en) und verweist auf eine Kommunikationssituation.

Ein Text, der als rote Tinte auf einem 76 mal 76 Millimeter grossen, auf der Rückseite mit einer Klebstoffschicht versehenen, gelben Zettel an einer Kühlschranktür hängt, verweist vielleicht darauf, dass seine Autorin – mit einer gewissen Dringlichkeit – darauf aufmerksam machen wollte, dass in eben diesem Kühlschrank keine Milch mehr vorhanden ist. Der Kontext und die Kenntnis der Textsorte *Notiz* erleichtern der Autorin die Produktion des Textes, schränken sie aber auch darin ein. Gleichzeitig erleichtern die Situation, Position und das Aussehen des materiellen Textexemplars der Leserin (womöglich dieselbe Person wie die Autorin) die kommunikative Absicht, die in dieser roten Tinte steckt, zu erkennen.

Ein Text wiederum, der sich in Form einer Vielzahl winziger, schwarzer Toner­teilchen auf mehreren 210 mal 297 Millimeter grossen, durch eine Heftklammer zusammengehaltenen Papieren auf dem Schreibtisch einer Geisteswissenschaftlerin befindet, verweist auf eine ganz andere Produktions- und Rezeptionssituation. Die Art, in der ein Text als wahrnehmbares Gebilde existiert, dass er gedruckt ist und

nicht an der Türe eines Kühlschranks haftet zum Beispiel, ist eng verknüpft mit seiner Biografie. Die Textgestalt hängt aber nicht nur mit den Prozessen zusammen, die sich vor ihrer Existenz abgespielt haben (also den Formulierungs- und Gestaltungsprozessen), sondern auch mit jenen, die auf sie folgen. Die primäre Textgestalt ist das Scharnier zwischen Schreib-, Gestaltungs- und Leseprozessen. Ebenso wie die Gestalt Ausdruck der Textproduktion ist, ist sie Anweisung für die und Vornahme der Textrezeption. Es ist deshalb wenig überraschend, dass die Texte, die eine ähnliche Biografie haben, auch ähnlich aussehen, also äusserlich einem gemeinsamen Muster folgen. Diese »einzeltextunabhängigen Muster der Textgliederung« bezeichnet Susanne Wehde, in Anlehnung an Roger Chartier, als »typografische Dispositive« (Wehde 2000, 119). In diesem Kapitel steht das typografische Dispositiv, also die primäre prototypische Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze im Zentrum. In Abschnitt 3.1 werde ich die typischen Merkmale des Dispositivs beschreiben. Danach gehe ich der Frage nach, wieso geisteswissenschaftliche Aufsätze diese Merkmale aufweisen. Dabei werde ich zeigen, wie gross der Einfluss typografischer Normen auf die primäre Gestalt der untersuchten Textsorte ist.

Obwohl im Folgenden Fragen der Typografie im Vordergrund stehen, orientiere ich mich immer wieder an der Biografie der Texte. Die Prozesse und Situationen, in denen geisteswissenschaftliche Aufsätze geschrieben, gestaltet und gelesen werden, bilden Hintergrund und Ziel aller Überlegungen. Sie sind es, denen ich in dieser Arbeit auf die Spur kommen möchte. Die Beschreibung des typografischen Dispositivs und seiner Entstehung dient letztlich dazu, die These zu plausibilisieren, dass sich in der Differenz zwischen primärer und sekundärer Textgestalt die Unterschiede des Textplans der Autorin (bzw. jenem der Gestalterin) und des Kommunikats der Leserin manifestieren.

3.1 Beschreibung eines typografischen Dispositivs

Wir erkennen Texte, wenn wir sie sehen. Wenn eine Rechnung und die Seite eines geisteswissenschaftlichen Textes nebeneinander liegen und eine Rezipientin ent-

scheiden muss, welcher Text zu welcher Textsorte gehört, macht ihr das in aller Regel keinerlei Probleme – auch wenn sie weder Buchhalterin noch Wissenschaftlerin ist. Die sprachlichen Routinen, die die Gesellschaft zur Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben entwickelt hat, haben in der schriftlichen Kommunikation ganz handfeste Folgen: Texte der selben Textsorte sind nicht nur in die gleichen Prozesse eingebunden und inhaltlich ähnlich aufgebaut, sie sehen sich auch ähnlich. Sie folgen einem ähnlichen Muster, sie besitzen dasselbe typografische Dispositiv. Dasjenige von geisteswissenschaftlichen Aufsätzen lässt sich wie folgt beschreiben (vgl. auch Abb. 3.1):

- *Seitenformat*: Das Seitenformat der Bücher, in denen die Texte abgedruckt sind, ist recht unterschiedlich. Die Seiten der meisten Sammelbände und wissenschaftlichen Zeitschriften, in denen geisteswissenschaftliche Aufsätze abgedruckt sind, sind deutlich kleiner als eine A4-Seite (210 x 297 mm). Die Buchrückenhöhe liegt in der Regel zwischen 150 mm (Sedez) und 250 mm (Oktav).
- *Satzspiegel*: Die Texte sind doppelseitig und mit symmetrischem Satzspiegel layoutet. Das Verhältnis zwischen bedruckter und unbedruckter Fläche ist also auf den geraden und ungeraden Seiten dasselbe; einfach gespiegelt an der Buchmitte (dem *Bund*). Dabei ist der Aussensteg (also die unbedruckte Fläche zwischen der Kante des Papiers und dem Rand der bedruckten Fläche) in der Regel breiter als der Bundsteg, der Fusssteg ist grösser als der Kopfsteg.
- *Seitenelemente*: Eine Seite besteht typischerweise aus dem *Kolumnentitel* am Kopf der Seite, dem meist einspaltig gesetzten *Fliesstext* (auch *Grundtext* oder *Mengentext*), der den grössten Teil der Oberfläche einnimmt, und den am Fuss der Seite an ihn anschliessenden *Fussnoten*. Der *lebende Kolumnentitel* umfasst den Namen der Autorin auf den geraden und den Titel des Aufsatzes auf den ungeraden Buchseiten. Die Seitenzahlen (*Pagina* oder *toter Kolumnentitel*) finden sich neben dem lebenden Kolumnentitel am Kopf der Seite, gelegentlich stehen sie auch unterhalb der Fussnoten oder ausserhalb des Satzspiegels. Der Fussnotenteil ist mit einer dünnen Linie vom Fliesstext abgetrennt und in einer

kleineren Schriftgrösse gesetzt. Auch die Fussnoten sind in der Regel einspaltig gesetzt. Fliesstext und Fussnoten sind in *Blocksatz* gehalten, das heisst, die Zeilen sind auf die volle Satzbreite ausgetrieben. Eine Zeile im Fliesstext umfasst meist zwischen 60 und 70 Zeichen. Im Fussnotentext sind es aufgrund der kleineren Schrift bei gleicher Satzspiegelbreite zum Teil mehr.

- *Schrift*: Gedruckt ist ein geisteswissenschaftlicher Aufsatz üblicherweise in einer so genannten *Antiqua-Schrift*, deren Buchstaben in unterschiedlichen Strichstärken gezeichnet sind (d. h. dass beispielsweise der Querbalken beim kleinen ›e‹ dünner ist als Teile seines Bogens) und die Endstriche (*Serifen*) besitzen (vgl. Jong & Jong 2008, 35f. und Willberg 2003, 49). Die Druckbuchstaben sind in schwarz gehalten, das Papier ist weiss – Farben werden nur in Ausnahmefällen eingesetzt. In Überschriften und Zwischentiteln werden zum Teil Schriften verwendet, die von jener des restlichen Textes abweichen (Schriftmischung). Dabei kann es sich auch um Schriften ohne Serifen und mit gleichmässiger Strichstärke handeln, sogenannte *Grotesk-Schriften* (vgl. Jong & Jong 2008, 36 und Willberg 2003, 49).
- *Strukturierungen*: Der Zeilenfluss im Fliesstext ist in Absätze gegliedert, wobei die erste Zeile eines neuen Absatzes jeweils ein paar Millimeter eingezogen ist. Unterbrochen wird der Fliesstext durch nummerierte Überschriften, die oft fett oder grösser gedruckt sind (z. T. auch in einer anderen Schrift, siehe oben), und eingerückte und/oder in kleinerer Schrift gehaltene Passagen (längere Zitate). Einzelne Wörter oder Sätze innerhalb des Textes sind hervorgehoben. In geisteswissenschaftlichen Aufsätzen handelt es sich meistens um *integrierte Auszeichnungen*, also Hervorhebungen, die die Rezipientin nicht schon beim ersten Blick auf das Papier, sondern erst während der Lektüre wahrnimmt. Heute geschieht die Auszeichnung in der Regel mittels Verwendung eines anderen Schriftschnitts, z. B. Kursive oder Kapitälchen. Bei älteren Texten begegnet man noch Hervorhebungen durch Sperrung oder Versalsatz. Eher selten sind in geisteswissenschaft-

lichen Aufsätzen *aktive Auszeichnungen*, die beim Betrachten sofort auffallen, z. B. Fettenunterschiede oder Unterstreichungen.²⁸

Neben diesen allgemeinen Strukturierungen begegnen der Leserin geisteswissenschaftlicher Aufsätze oft weitere, spezifischere Gliederungen innerhalb des Fliesstextes. Es finden sich zum Beispiel Aufzählungen, die mittels eingerückten Abschnitten und typografischen Elementen am Anfang der jeweils ersten Zeile eines solchen Abschnitts sichtbar gemacht werden (z. B. Spiegelstriche [–] oder Bullets [•]). Nummerierte Gliederungen können sich durch den gesamten Text ziehen und manchmal über mehrere Ebenen weiter untergliedert sein.

- *Literaturverzeichnis*: Die letzten Seiten eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes unterscheiden sich in der Regel deutlich von den vorangegangenen: Sie enthalten das Literaturverzeichnis. Der Fussnotenteil fällt hier weg und statt des Fliesstextes findet sich ein klar strukturiertes Verzeichnis, bestehend aus einer Vielzahl von kurzen, alphabetisch geordneten Abschnitten (oft mit hängender erster Zeile). Das Literaturverzeichnis ist in der Regel in kleinerer Schrift gesetzt und die einzelnen Einträge folgen in ihrer inneren Struktur alle demselben Muster.
- *Abbildungen & Tabellen*: Je nach Fachgebiet und Thematik finden vermehrt auch Abbildungen und Tabellen Platz in geisteswissenschaftlichen Aufsätzen. Aufgrund der grossen Variationsbreite ist eine allgemeine Beschreibung derselben nicht möglich bzw. an dieser Stelle nicht sinnvoll.

Neben den gemeinsamen grafischen Elementen und Strukturierungen haben die geisteswissenschaftlichen Aufsätze die *Abwesenheit* anderer Gestaltungsmittel gemeinsam; so finden sich in der Regel weder Marginalien noch Textboxen, der Text wird nicht mehrspaltig gesetzt, auf Farben, Variationen im Satzspiegel, Schriftmischungen in grösserem Ausmass etc. wird verzichtet. Viele dieser Gestaltungsmittel

28 Für die Unterscheidung der beiden Auszeichnungskategorien existieren unterschiedliche Begriffe, neben *integrierend – aktiv* (Willberg & Forssman 2010) finden sich auch noch die Gegensatzpaare *passiv – aktiv* (Jong & Jong 2008) und *ästhetisch – optisch* (Siemoneit 1989; Runk 2008). Gemeint ist jeweils im Prinzip dasselbe.

Pagina oder
toter Kolumnentitel

integrierte Hervorhebung

Seitenformat

Überschriften (Fette)

längere Zitate

Seitenformat

Satzspiegel

Nummerierung der
Überschriften

2. Das Hypertext-Konzept

Das World Wide Web (WWW) hat zwar enorm zur Popularisierung des Hypertext-Konzepts beigetragen, es nutzt aber in seiner aktuellen technischen Umsetzung nur einen Teil seines Potenzials. Ich möchte deshalb zunächst in diesem Abschnitt die verschiedenen Facetten des Hypertext-Konzepts entfalten. Der historischen Abriss in 2.1. skizziert, welche Probleme die geistigen Väter der Hypertext-Idee mit der neuen Schreib- und Lese-Technologie lösen wollten. In 2.2. werden die zentralen definitorischen Merkmale für Hypertext erläutert. In Abschnitt 2.3. geht es um die Deutungen des „hyper“, die in der Literatur zu Hypertext häufig genannt werden, um das Hypertext-Konzept von einem mehr oder weniger elaborierten Konzept des „herkömmlichen“ Textes abzugrenzen.

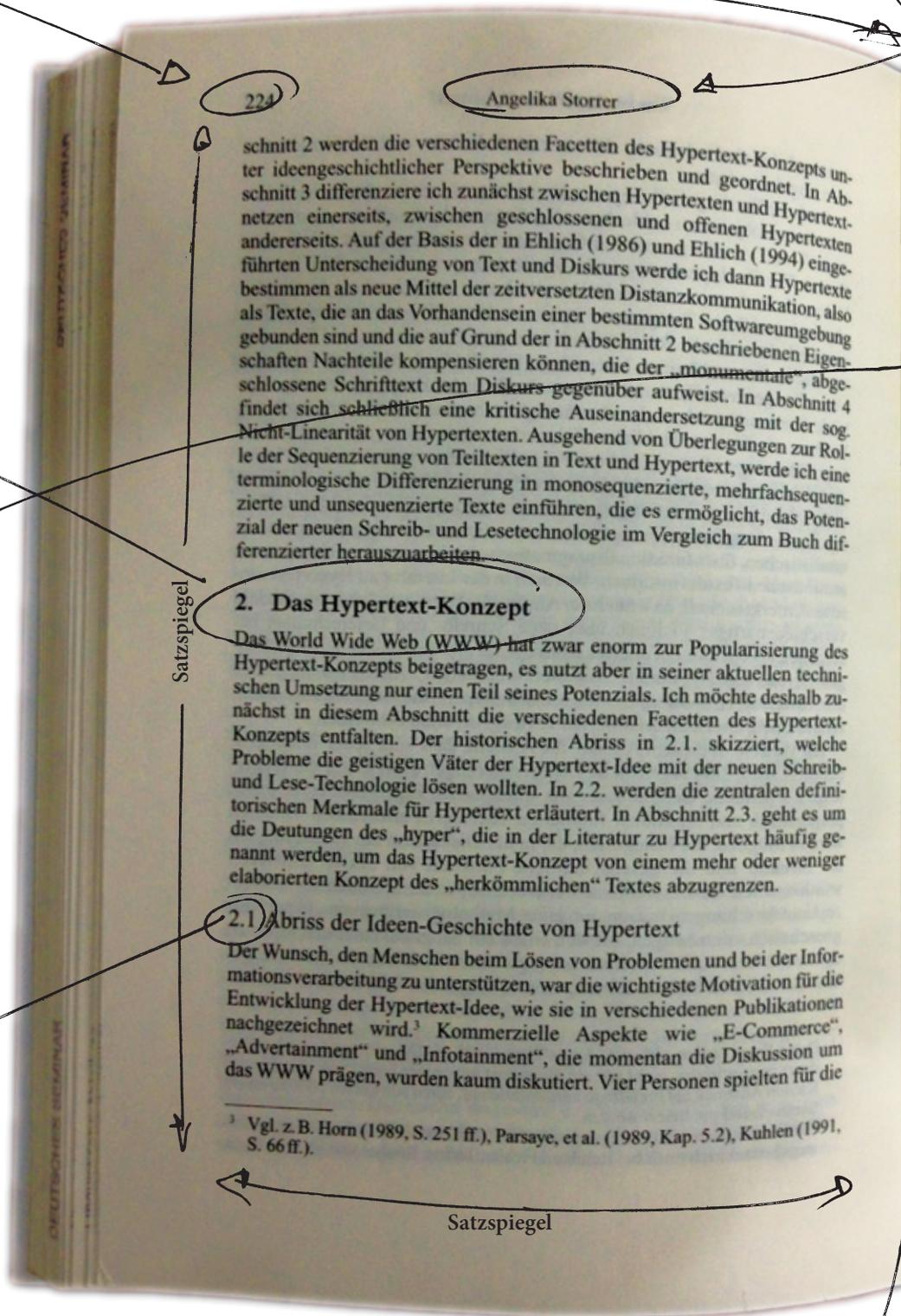
2.1 Abriss der Ideen-Geschichte von Hypertext

Der Wunsch, den Menschen beim Lösen von Problemen und bei der Informationsverarbeitung zu unterstützen, war die wichtigste Motivation für die Entwicklung der Hypertext-Idee, wie sie in verschiedenen Publikationen nachgezeichnet wird.³ Kommerzielle Aspekte wie „E-Commerce“, „Advertainment“ und „Infotainment“, die momentan die Diskussion um das WWW prägen, wurden kaum diskutiert. Vier Personen spielten für die

³ Vgl. z. B. Horn (1989, S. 251 ff.), Parsaye, et al. (1989, Kap. 5.2), Kuhlen (1991, S. 66 ff.).

Satzspiegel

Einzug zu Beginn eines
neuen Absatzes



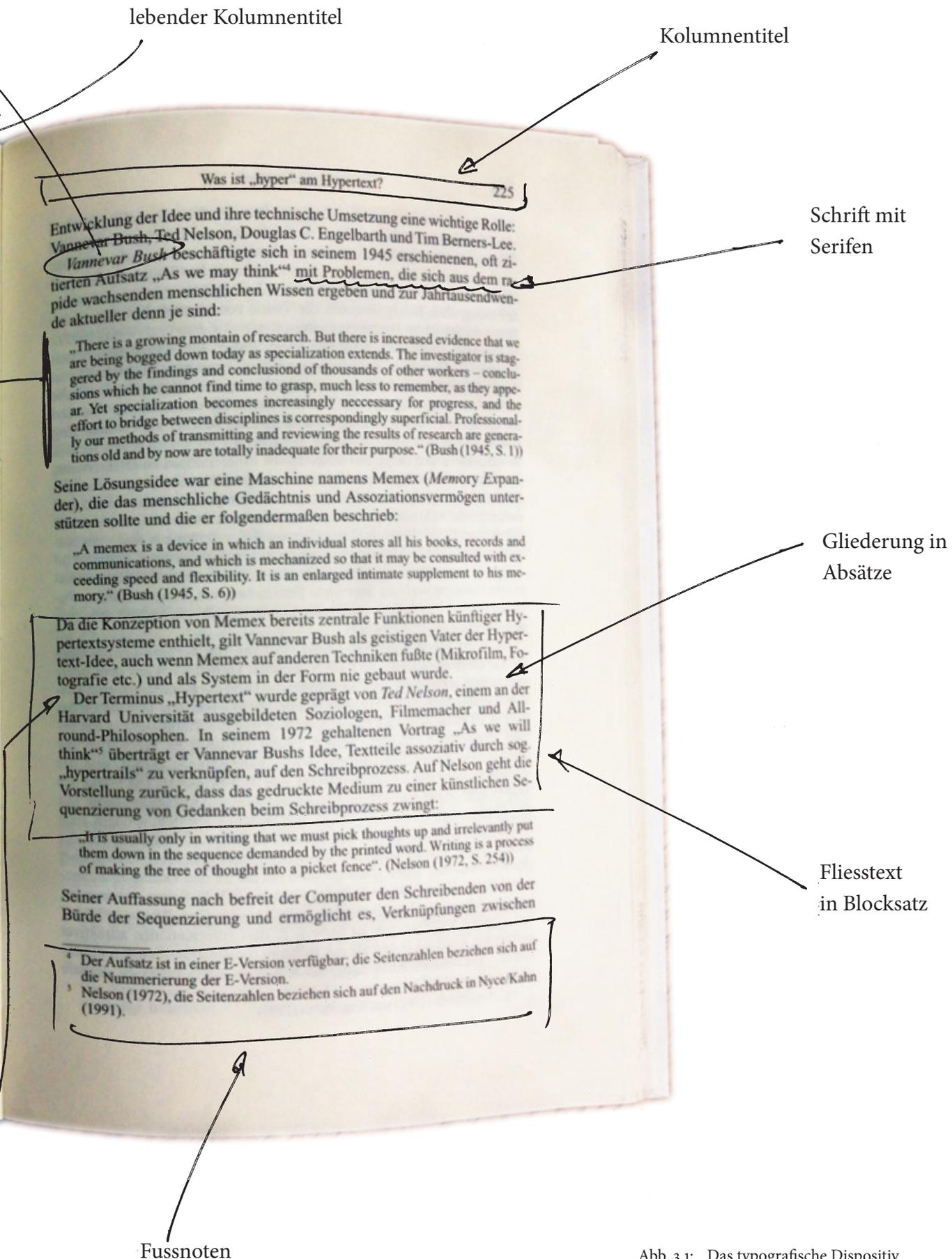


Abb. 3.1: Das typografische Dispositiv geisteswissenschaftlicher Aufsätze

sind in anderen Textsorten üblich (z. B. in Artikeln in Mode-Zeitschriften), fehlen in geisteswissenschaftlichen Aufsätzen aber gänzlich. Erklären lässt sich das Aussehen dieser Texte, also die konkrete Ausgestaltung des typografischen Dispositivs, durch die Gestaltungsprozesse, die dieses Texte in ihrer Biografie durchlaufen.

Wie weiter oben ausgeführt, entsteht die primäre Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze »in einem komplexen und arbeitsteiligen Arbeitsprozess« (Messerli 2010, 457). An diesem Prozess sind sowohl die Autorinnen als auch professionelle Gestalterinnen beteiligt. Erstere orientieren sich bei der Gestaltung bis zu einem gewissen Grad an dem Aussehen anderer Exemplare derselben Textsorte. Die Autorinnen stützen sich also nicht nur bei den Formulierungsprozessen auf ihre Quelltexte (Source Reading), sondern auch bei der Produktion des Textäusseren. Wichtiger für diesen formulierungsnahen Teil des Gestaltungsprozesses sind aber die Vorgaben, die die Autorinnen vom Verlag oder der Redaktion erhalten. In verbindlichen Style-Sheets wird ihnen (mehr oder weniger detailliert) vorgeschrieben, wie ihr Manuskript am Ende auszusehen hat. Die formulierungsferne Gestaltung, die von professionellen Gestalterinnen übernommen wird, beruht weitgehend auf typografischen Normen. Das lässt sich daran erkennen, dass das in diesem Kapitel beschriebene prototypische Aussehen geisteswissenschaftlicher Aufsätze seine Entsprechung in den Vorgaben typografischer Handbücher findet. Die Normen, die in diesen Handbüchern vermittelt werden, und jene, die sich in den Style-Sheets finden, sind Thema des nächsten Kapitels.

3.2 Typografische und gestalterische Normen und Konventionen

Die konkrete Ausgestaltung des typografischen Dispositivs geisteswissenschaftlicher Aufsätze hat ganz unterschiedliche, zum Teil historische, zum Teil ideologische, zum Teil praktische Gründe. Das Fehlen von Druckfarben beispielsweise ist meist den Herstellungskosten geschuldet. Die Verwendung einer Antiqua-Schrift ist mitunter historisch bedingt: Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren die meisten deutschsprachige Texte noch in gebrochener Schrift (insbesondere der *Frak-*

tur) gesetzt und die Antiqua wurde für fremdsprachige (v. a. lateinische) Passagen verwendet. Dies änderte sich im Rahmen des lange andauernden Schriftstreits um Antiqua und Fraktur (vgl. Spitzmüller 2013, 30 & 302ff.), heute finden gebrochene Schriften für längere Texte kaum noch Verwendung (vgl. Jong & Jong 2008, 70). Die meisten Eigenheiten der Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze lassen sich aber auf typografische Normen und fachliche Konventionen zurückführen.

3.2.1 Allgemeine Gestaltungsnormen: Die Buch- bzw. Lesetypografie

Geisteswissenschaftliche Aufsätze sind insofern prototypische Texte, als dass sie vor allem aus einer Vielzahl aneinandergereihter Wörter bzw. Sätze bestehen, die meist in Büchern abgedruckt werden. Auch bei Aufsätzen, die in wissenschaftlichen Zeitschriften erscheinen, handelt es sich materiell in aller Regel um Buchbeiträge, ähneln die Zeitschriften doch sowohl mit Blick auf ihren Umfang als auch hinsichtlich ihrer äusseren Gestalt eher Büchern als Mode-, Lifestyle- oder anderen gängigen Zeitschriften. Die materielle Herstellung und Bearbeitung geisteswissenschaftlicher Texte fällt deshalb in den Bereich der *Buchtypografie* (vgl. Hochuli 1990) bzw. der *Lesetypografie* (vgl. Willberg & Forssman 2010). Die Gestaltungslehre bzw. Metatypografie (vgl. Spitzmüller 2013, 12) hat in diesem Bereich eine Vielzahl zum Teil sehr detaillierter Regeln herausgebildet, wobei zwischen den beiden Teilbereichen *Makrotypografie* und *Mikrotypografie* unterschieden wird. Thema der Makrotypografie sind »die Bestimmung des Seitenformats und der Größe der Satzkolumnen und Abbildungen sowie deren Platzierung, die Organisation der Titelordnung und der Legenden und aller weiteren typografischen Elemente« (Hochuli 1990, 8). Die Mikro- oder Detailtypografie befasst sich hingegen mit »der Begegnung von Buchstaben, Ziffern, Zeichen und dem weißen Raum dazwischen« (Willberg & Forssman 2010, 231).

Um den Zusammenhang zwischen der Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze und den allgemeinen, buchtypografischen Regeln plausibel zu machen, stelle ich der Beschreibung des typografischen Dispositivs die entsprechenden Normen gegenüber. Entlang jener Aspekte, die weiter oben dargestellt wurden, schildere ich im

Folgenden die entsprechenden typografischen Normen. Ich stütze mich dabei auf neun typografische Handbücher, von denen zwei, Willberg & Forssman 2010 und Forssman & Jong 2008, als Standardwerke gelten (vgl. Spitzmüller 2012, 238).

- Auf das *Seitenformat* wird in typografischen Handbüchern vor allem informierend eingegangen. Allgemeine Vorschriften dazu finden sich nicht; das Buchformat sei, so der Tenor, vom Verwendungszweck des Buches abhängig (vgl. Runk 2008, 206 ff.; Turtschi 2003, 62f.; Siemoneit 1989, 12 f. und Willberg & Forssman 2010, 70). Der Grafiker Jost Hochuli schreibt dazu:

Reine Textbücher, für längeres, fortlaufendes Lesen gedacht [...] stellen normalerweise so wenig prinzipielle Probleme wie reine Schaubücher: Die ersten sollen schlank und leicht sein [...]; die zweiten sollen die Abbildungen in genügender Größe zeigen, verlangen deshalb ein größeres Format und andere Proportionen. Schwieriger ist es, ein vernünftiges Format für jene wissenschaftlichen Werke, Sach- und Lehrbücher zu finden, bei denen Text- und Bildinformationen gleichermaßen wichtig sind. (Hochuli 1990, 14)

- Die beschriebene Symmetrie des *Satzspiegels* und die Verhältnisse der Stege entsprechen den gängigen Vorgaben zur Satzspiegelkonstruktion: »In der Regel weisen Bund-, Kopf-, Außen- und Fußsteg unterschiedliche Größen auf, vom Bund aufsteigend bis hin zum Fußsteg« (Runk 2008, 216; vgl. auch Hochuli 1990, 18f.; Siemoneit 1989, 17ff.; Turtschi 2003, 116f.; Willberg & Forssman 2010, 84f.).
- Alle typischerweise auf der Seite eines geisteswissenschaftlichen Aufsatzes vorhandenen *Seitenelemente* sind als solche Thema typografischer Handbücher.
 - Es wird zum Beispiel festgehalten, dass sich der lebende Kolumnentitel am Kopf der Seite befinden soll (vgl. Runk 2008, 240) und dass bei der Platzierung der Seitenzahlen mehr Freiraum besteht (vgl. Turtschi 2003, 202f.). Auch dass Seitenzahl und Seitentitel getrennt stehen können, wird thematisiert: »Pagina

und lebender Kolumnentitel können getrennt auf zwei Ebenen stehen [...]« (Willberg & Forssman 2010, 168).

- Vorgegeben ist das Setzen der Fussnoten in kleinerer Schrift: »Der Fußnotentext wird in aller Regel zwei Schriftgrade kleiner als die Grundschrift gesetzt und innerhalb des Satzspiegels platziert« (Siemoneit 1989, 220). Eine Trennlinie zwischen Fussnoten und Fliesstext wird lediglich als Möglichkeit und nicht als Vorgabe formuliert (vgl. z. B. Turtschi 2003, 221 oder Willberg & Forssman 2010, 155).
- Die Wahl von *Blocksatz* für Fliesstext und Fussnoten ist aufgrund der Argumentationen in typografischen Handbüchern ebenfalls erwartbar: »Unsere gewohnte Satzart, der Blocksatz [...] ist durch fünf Jahrhunderte Lesegewohnheit zur Norm geworden. Er ist am wirtschaftlichsten zu setzen und am mühe-losesten zu lesen« (Willberg & Forssman 2010, 90; vgl. auch Runk 2008, 138; Siemoneit 1989, 127). Die Anzahl Zeichen, die eine Zeile im Fliesstext geisteswissenschaftlicher Aufsätze umfasst, bewegt sich mit 60 bis 70 klar am oberen Ende des empfohlenen Spektrums: »In einer Zeile sollen nicht mehr als 55 bis 60 Zeichen untergebracht sein, wobei als Zeichen alle Wortzwischenräume mitgezählt werden« (Siemoneit 1989, 110; vgl. auch Runk 2008, 146 und Turtschi 2003, 102).
- Die Verwendung von *Antiqua-Schriften* in geisteswissenschaftlichen Texten ist nicht nur historisch bedingt, sie findet ihre Entsprechung auch in den typografischen Vorgaben. Es wird teilweise explizit empfohlen, die mit Endstrichen ausgestatteten Antiqua- gegenüber den serifenlosen Grotesk-Schriften zu bevorzugen: »Serifen bilden auf der Schriftlinie eine optische Führungshilfe und lassen das Auge von Wort zu Wortgebilde gleiten [...]; tendenziell sind sie besser für den Mengensatz geeignet als serifenlose Schriften [...]« (Turtschi 2003, 82). Zwar gibt es in diesem Punkt auch Gegenstimmen, diese betonen aber lediglich, dass die Verwendung von Grotesk-Schriften für längere Texte auch möglich sei (vgl. Jong & Jong 2008, 58); Standard bleibt die Antiqua.

- Die *Strukturierung* längerer Texte wird in typografischen Handbücher relativ detailliert beschrieben. Der Einzug der ersten Zeile zur Kennzeichnung eines neuen Abschnitts wird allgemein empfohlen: »Befinden sich unterhalb einer Zwischenüberschrift mehrere Absätze, stellt der linke Einzug einen optischen Hinweis auf den Beginn eines neuen Absatzes dar« (Runk 2008, 164; vgl. auch Turtschi 2003, 176). Ebenfalls eingegangen wird auf Aufzählungen und die Zeichen, die dafür verwendet werden sollen: »Verschiedene Zeichen stehen zur Auswahl, die wohl bekanntesten sind der Gedankenstrich oder der dicke Punkt. Pfeile, Herzchen, Sterne und andere Schmuckelemente verlieren mit der Häufigkeit ihres Einsatzes den Reiz« (Turtschi 2003, 180).

In vielen typografischen Handbüchern nimmt die Gestaltung von Überschriften sehr viel Raum ein (vgl. z. B. Willberg & Forssman 2010, 175–193; Siemoneit 1989, 161–180; Turtschi 2003, 148–165). Dabei werden vor allem Möglichkeiten aufgezeigt: Titel und Zwischentitel könnten in grösserer Schrift gesetzt werden, die Verwendung eines fetten oder halbfetten Schriftschnittes biete sich an und auch Schriftmischung sei möglich. Die in geisteswissenschaftlichen Texten zu beobachtende Vielfalt findet in den offen formulierten Regeln also ihre Entsprechung. Mehrfach hingewiesen wird darauf, dass die Überschriften systematisch gestaltet sein sollten: »Überschriften innerhalb einer Drucksache sollen durchgehend das gleiche Erscheinungsbild [...] aufweisen« (Siemoneit 1989, 161).

- Die Verwendung von integrierenden *Auszeichnungen* lässt sich auf Regeln der Buch- bzw. Lesetypografie zurückführen. So schreibt die Gestalterin Claudia Runk: »Wer innerhalb eines längeren Textes dezente Auszeichnungen erstellen möchte, verwendet ästhetische Auszeichnungen« (Runk 2008, 100). Der Typograf Manfred Siemoneit begründet diese Vorgabe, mit Blick auf die Kursive, folgendermassen:

Kursive Schrift als Auszeichnung ist überall dort zu empfehlen, wo die Qualität des Satzes eine besondere Rolle spielt, beispielsweise in einem anspruchsvollen Buch. Durch die Verwendung des kursiven Schnittes

einer Schrift wird das Graubild des Satzes und somit der Leserhythmus am wenigsten beeinflusst, weil der Schriftduktus des Kursivschnittes dem Schriftduktus des normalen Schnittes angepasst ist. (Siemoneit 1989, 144; vgl. auch Turtschi 2003, 94)

- Die Gestaltung von *Verzeichnissen* wird in den meisten typografischen Handbüchern nicht erwähnt. Einzig das Standardwerk *Lesetypografie* und Jost Hochulis *Bücher machen* gehen näher darauf ein (vgl. Willberg & Forssman 2010, 210 ff. und Hochuli 1990, 64 f.). Die in geisteswissenschaftlichen Aufsätzen häufig gesehene hängende erste Zeile in der Bibliografie lässt sich anhand der in diesen Büchern gemachten Vorgaben aber nicht schlüssig begründen.
- Weitere Aspekte der Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze, die typografischen Laien auf den ersten Blick gar nicht auffallen, werden in den Regelwerken zum Teil ausführlich diskutiert. Es finden sich Vorgaben zu *Zeilenabstand* (vgl. z. B. Willberg & Forssman 2010, 80), *Registerhaltigkeit* (vgl. z. B. Runk 2008, 235 f. oder Forssman & Jong 2008, 70 f.), *Laufweite* (vgl. z. B. Forssman & Jong 2008, 112 oder Runk 2008, 110 f.), die Vermeidung von *Hurenkindern* und *Schusterjungen* (vgl. z. B. Siemoneit 1989, 219 f. oder Runk 2008, 158) etc.²⁹ Ihnen allen entspricht das Äussere geisteswissenschaftlicher Texte in der Regel.

3.2.2 Spezifische Normen: Differenzierende Typografie

Neben den allgemeinen Vorgaben finden sich in einigen typografischen Handbüchern auch nach Text- bzw. Buchsorten differenzierte Normen. Dabei wird auch auf wissenschaftliche Texte eingegangen. Die konkreten Vorgaben sind zum Teil über das jeweilige Buch verstreut und werden jeweils separat als textsortenspezifisch ausgewiesen (vgl. Runk 2008), zum Teil in eigenen (Teil-)Kapiteln zusammengefasst

²⁹ Zu den Begriffen: Ist ein Werk *registerhaltig* gesetzt, liegen die Textzeilen auf der Vorder- und Rückseite jeweils übereinander; mit *Laufweite* ist der generelle horizontale Abstand zwischen den Zeichen gemeint; *Schusterjungen* werden »Zeilen am Kolumnenfuß, mit denen ein neuer Absatz beginnt« (Forssman & Jong 2008, 135) genannt und *Hurenkinder* »heißen Zeilen, die einen Absatz beschließen und die gleichzeitig als erste Zeile oben in einer neuen Textkolumne stehen« (Forssman & Jong 2008, 135).

(Willberg & Forssman 2003, 86ff.; Willberg & Forssman 2010, 28ff.; Hochuli 1990, 40ff.). Jost Hochuli geht explizit auf das »wissenschaftliche Buch« (Hochuli 1990, 40) ein und Hans Peter Willberg und Friedrich Forssman beschreiben in ihrem Ratgeber *Erste Hilfe in Typografie* gestalterische Besonderheiten in der »Wissenschafts-Typografie« (Willberg & Forssman 2003, 86). In ihrem etwas später verfassten Standardwerk *Lesetypografie* sprechen die Autoren im Rahmen ihrer »Systematik der Buchtypografie« mit Blick auf die Typografie wissenschaftlicher Bücher von »differenzierender Typografie« (Willberg & Forssman 2010, 29). Gemäss Willberg und Forssman sind wissenschaftliche Texte im Gegensatz zu Texten, die linear gelesen werden, »anders strukturiert« und »oft in sich stark differenziert«. Deshalb verwenden sie die Bezeichnung *differenzierende Typografie*: »Die Auszeichnungen bei wissenschaftlichen Büchern dienen nicht in erster Linie der hierarchischen Über- oder Unterordnung, sondern der eindeutigen Unterscheidbarkeit gleich wichtiger Begriffe« (Willberg & Forssman 2010, 29).

Während Hochuli nur sehr globale Aussagen zum wissenschaftlichen Buch macht, ergänzen Willberg und Forssman allgemeine typografische Regeln zum Teil mit spezifischen Normen für Bücher mit differenzierender Typografie. So halten sie Zeilenlängen von bis zu 80 Zeichen pro Zeile für akzeptabel, da man es mit »Berufslesern« zu tun habe (Willberg & Forssman 2010, 29). Mit dieser Vorgabe liesse sich vielleicht erklären, weshalb die Zeilen bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen oft mehr als die eigentlich als Maximum empfohlenen 60 Zeichen umfassen (siehe oben). Willberg und Forssman ergänzen bzw. präzisieren auch ihre Empfehlungen zum Satz von *Überschriften*, diese sollen »sachdienlich gliedernd« gestaltet sein und ihr »hierarchischer Stellenwert« müsse »durch ihre typografische Form erkennbar gemacht« werden (Willberg & Forssman 2010, 29). Zudem werden in wissenschaftlichen Texten Überschriften »immer im Flattersatz mit sinngerechter Zeilenbrechung gesetzt« (Willberg & Forssman 2003, 86).

Die Grafikerin Claudia Runk ist der Meinung, dass »innerhalb eines wissenschaftlichen Textes [...] in jedem Fall mit ästhetischen Auszeichnungen gearbeitet werden« soll (Runk 2008, 100). Auch Willberg und Forssman benutzen in ihrem

Beispieltext für differenzierende Typografie durchgehend integrierende Auszeichnungen. Für sie ist die Verwendung von halbfetten Schriftschnitten (die zu den aktiven Auszeichnungen zählen) »für übergeordnete Begriffe« aber denkbar (Willberg & Forssman 2010, 29).

3.2.3 Manuals und Vorgaben des Verlags

Die bisher erörterten Regeln werden in erster Linie von (semi-)professionellen Typografinnen konsultiert. Sie sind insofern vor allem für jene Teile des Gestaltungsprozesses relevant, die weiter oben als formulierungsfern bezeichnet wurden, die also nicht zwangsläufig unmittelbar an den Schreibprozess gekoppelt sind. Die formulierungsnahe Gestaltung, also z. B. die unmittelbare Auszeichnung von Begriffen, wird von den Autorinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze selbst geleistet. Diesen sind allgemeine typografische Regeln normalerweise nicht bekannt. Sie richten sich bei der Gestaltungsarbeit (wie beim Formulieren auch) nach anderen Exemplaren derselben Textsorte. Es gibt aber auch z. T. recht verbindliche Gestaltungsvorgaben, die sich explizit an die Autorinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze richten. Im Folgenden gehe ich kurz auf solche Richtlinien ein und vergleiche sie sowohl mit den typografischen Normen als auch mit der prototypischen Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze. Dabei stütze ich mich unter anderem auf 19 unterschiedliche, sogenannte *Style-Sheets*, also Vorgaben, die die Autorinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze von den Verlagen oder Redaktionen erhalten. Die verwendeten *Style-Sheets* sind in der Bibliografie aufgelistet und wurden in der Zeit zwischen 2009 und 2012 von verschiedenen Verlagen und Redaktion ausgegeben. Sie stammen vorwiegend aus dem Bereich der Linguistik, beziehen sich in einigen Fällen aber auch auf Publikationen anderer Fachbereiche (vgl. *Style-Sheet j; p; r* etc.).

Bevor wir auf die *Style-Sheets* zu sprechen kommen, sei auf zwei ausführliche Handbücher zur Gestaltung wissenschaftlicher Text verwiesen, die sich explizit an Autorinnen richten; die Vorgaben der *American Psychological Association* (APA Style 2010) und jenen der *Modern Language Association* (MLA Style 2009). Beide Regelwerke umfassen mehr als 250 Seiten und gehen auf viele Aspekte ein, die

nichts mit Typografie im engeren Sinne zu tun haben (z. B. das Finden eines Thema, Schreibprozesse, Plagiate, die inhaltliche Strukturierung, den Publikationsprozess etc.). Sie liefern aber auch sehr enge, exakte Vorgaben für eine Reihe gestalterischer Elemente: So enthalten beide genaue Angaben dazu, welche Inhalte mit einem kursiven Schriftschnitt ausgezeichnet werden dürfen bzw. müssen (APA Style 2010, 104ff.; MLA Style 2009, 78ff.), sie gehen darauf ein, welche Anführungszeichen zu verwenden und wo genau sie zu setzen sind (APA Style 2010, 91f.; MLA Style 2009, 75f.) und schreiben vor, wann welche Ziffern und Zahlenformate verwendet werden dürfen (APA Style 2010, 111ff.; MLA Style 2009, 81ff.). Die Vorgaben der *Modern Language Association* umfassen auch Normen zur Einrichtung des Satzspiegels, zur Seitennummerierung und zur Papierwahl (MLA Style 2009, 116ff.). Schwerpunkt beider Regelwerke ist aber das Zitieren, konkreter: die Formatierung von Verweisen im Fliesstext und die Gestaltung des Literaturverzeichnisses.

Während die APA- und die MLA-Stilvorgaben im englischsprachigen Raum grosse Beachtung finden und als Standardwerke bzgl. der Konventionen zur Herstellung wissenschaftlicher Werke betrachtet werden können, spielen sie beim Schreiben und Gestalten deutscher Texte kaum eine Rolle. Das hat viel mit wissenschaftlichen Traditionen zu tun, die sich insbesondere mit Blick auf die Typografie in verschiedenen Sprachräumen spezifisch entwickelt haben. Als Beispiel dafür sei auf die Verwendung von Anführungszeichen verwiesen, die sich von Sprache zu Sprache zum Teil erheblich unterscheiden; Friedrich Forssman und Ralf de Jong listen in *Detailtypografie* die Konventionen in 44 verschiedenen Sprachen auf (Forssman & Jong 2008, 318f.). Ein deutsches Äquivalent zu den Regelwerken von der APA und der MLA gibt es nicht. Stattdessen erhalten die Autorinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze von den meisten Verlagen und Redaktionen, wie weiter oben bereits erwähnt, ein Style-Sheet mit zum Teil ausführlichen, zum Teil recht knappen Angaben zur Gestaltung ihres Beitrages. Solche Style-Sheets sind auch im englischsprachigen Raum verbreitet. Hier finden sich aber oft nur Ergänzungen zu den MLA- oder den APA-Richtlinien (das trifft auch für deutschsprachige Style-Sheets einzelner Fachbereiche zu; so verweisen z. B. die Anweisungen der Zeitschrift *Psy-*

chotherapie und Sozialwissenschaft auf die APA-Richtlinien, vgl. Style-Sheet q). Ergänzend zu oder anstelle von Style-Sheets erhalten Autorinnen deutschsprachiger geisteswissenschaftlicher Texte zum Teil auch formatierte Vorlagen, d. h. ein bezüglich Schrift, Schriftgröße, Seitenränder etc. bereits eingerichtetes Dokument, in das sie ihre Texte eingeben können/sollen (z. B. ergänzend zu Style-Sheet o).

Die Style-Sheets deutschsprachiger Verlage und Redaktionen sind sehr unterschiedlich ausgestaltet, enthalten in aller Regel aber mindestens Empfehlungen oder Vorschriften zu den Auszeichnungsarten und zur Gestaltung der Bibliografie. Die Vorgaben sind dabei alles andere als einheitlich und unterlaufen gelegentlich explizit die Normen der typografischen Handbücher. Während Forssman und Jong bezüglich Dezimalnummerierung festhalten, dass »[h]inter der letzten Ziffer [...] nie ein Punkt [steht]« (Forssman & Jong 2008, 184), schreiben viele der Style-Sheets bei der Nummerierung der Überschriften einen Endpunkt vor (z. T. auch uneinheitlich, vgl. Style-Sheet d; c; g; h und p). Auch bezüglich Satzspiegel, Zeilenabstand und Schriftgröße weichen die Vorgaben in den Style-Sheets gelegentlich von den gängigen typografischen Normen ab. Differenzen zwischen allgemeinen Gestaltungsregeln und dem faktischen Aussehen geisteswissenschaftlicher Texte dürften sich in vielen Fällen auf solche, sich widersprechende Normen zurückzuführen lassen (wobei die Vorgaben in den Style-Sheets jeweils die verbindlichen sind).

Oft sind Differenzen zwischen allgemeinen und spezifischen Vorgaben auch der Tatsache geschuldet, dass das Drucklayout letztlich nicht von den Autorinnen selbst, sondern von professionellen Gestalterinnen erstellt wird. Dies gilt z. B. für die Forderungen, doppelten Zeilenabstand zu verwenden (Style-Sheet l), auf Silbentrennung zu verzichten (Style-Sheet c; s) und den »gesamte[n] Text [...] linksbündig zu halten (kein Blocksatz)« (Style-Sheet s). Immer wieder wird auch explizit darum gebeten, möglichst wenig oder gar keine Layout-Einstellungen vorzunehmen: »Der Text soll möglichst neutral vorliegen« (Style-Sheet f; vgl. auch Style-Sheet l; n). Richtet eine Autorin einen Text mittels Formatierungen optisch ein, obwohl er später nochmals in einem anderen Programm komplett neu gesetzt wird, ist das nicht nur vergebene Liebesmüh, sondern erschwert auch die Arbeit der Textgestalterin-

nen: »Vermeiden Sie Formatierungen jeglicher Art [...]. Diese sind bei der Konvertierung sehr störend« (Style-Sheet g). Auffällig ist, dass dieser Zusammenhang nur selten expliziert wird; offenbar wird bei den Autorinnen ein Bewusstsein über die Gestaltungsabläufe vorausgesetzt.

Style-Sheets, die sich an Autorinnen richten, die das Drucklayout selbst erstellen (oder zumindest eine Vorform davon),³⁰ stimmen in höherem Masse mit den allgemeinen typografischen Normen überein. Bei der vorgegebenen Schrift handelt es sich dann um eine Antiqua wie Times (Style-Sheet f), Garamond (Style-Sheet o; e) oder Palatino (Style-Sheet q). Auch Schriftgrösse und Zeilenabstand orientieren sich an allgemeinen buchtypografischen Vorgaben.³¹ Wie in den typografischen Handbüchern werden auch in den Style-Sheets integrierende Auszeichnungen zur Hervorhebungen einzelner Wörter und Sätze bevorzugt und zwar in aller Regel die Verwendung eines kursiven Schriftschnittes (Style-Sheet c; d; f etc.). Abgesehen davon, dass gelegentlich auch Fettdruck als Möglichkeit zur Auszeichnung genannt wird, sind die Style-Sheets diesbezüglich restriktiver als die typografischen Handbücher. Während diese für differenzierende Typografie explizit die Verwendung unterschiedlicher Hervorhebungsmethoden akzeptieren bzw. empfehlen, beschränken die Style-Sheets die Auszeichnungsart: »Bitte verwenden Sie für Hervorhebungen im Text nach Möglichkeit ausschließlich Kursivierungen [...].« (Style-Sheet s).

3.3 Zusammenfassung

In den Gestalten geisteswissenschaftlicher Aufsätze werden Produktions- und Rezeptionsprozesse sichtbar, sie sind also Ausdruck von Vorgängen, die sich chronologisch vor der ›Materialisierung‹ der Textoberfläche abgespielt haben. Gleichzeitig sind in den Mustern, die sich in der Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze

³⁰ Auch in diesem Fall wird der Gestaltungsablauf in den Style-Sheets selten explizit dargestellt, sondern geht allenfalls implizit aus dem Titel der Hinweise hervor (eine Ausnahme ist Style-Sheet i).

³¹ Eine Ausnahme bildet das Style-Sheet e, das bei einer Schriftgrösse von 11 Punkt einen Zeilenabstand von lediglich 12 Punkt vorgibt und damit klar allgemein anerkannten Regeln widerspricht.

erkennen lassen, auch Rezeptionsanweisungen enthalten. Das typografische Dispositiv, also die prototypische primäre Gestalt eines Exemplars einer Textsorte, weist somit auch in die Zukunft. Es fungiert als Scharnier zwischen Produktion und Rezeption. Der Fokus dieses Kapitels lag auf den Produktionsprozessen, also jenen Vorgängen, die zur primären Textgestalt führen. Ausgehend von der prototypischen Gestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze konnte ich zeigen, wie sehr diese verbunden ist mit Normen zur Textgestaltung. Ein Vergleich der Vorgaben in typografischen Handbüchern mit dem typografischen Dispositiv hat eine Vielzahl von Übereinstimmungen zu Tage gefördert. Dort, wo Abweichungen sichtbar werden, sind diese z. T. den spezifischeren Normen für die beschriebene Textsorte geschuldet. Sie lassen sich aber auch damit erklären, dass die Vorschriften für die formulierungsfernen Gestaltung (also die Angaben in typografischen Handbüchern) z. T. den Normen für die formulierungsnahe Gestaltung, den Style-Sheets, widersprechen.

Insgesamt ist der Einfluss von Gestaltungsnormen auf das typografische Dispositiv geisteswissenschaftlicher Aufsätze sehr gross. Die Produktionsprozesse, insbesondere jene, die von professionellen Gestalterinnen übernommen werden, sind also bestimmt durch Konventionen. Im folgenden Kapitel gehe ich der Frage nach, worauf diese Normen fussen und was sich aus ihnen mit Blick auf das Schreiben, Gestalten und Lesen geisteswissenschaftlicher Aufsätze ablesen lässt.

4 Lektüre als Fluchtpunkt der Gestaltung

Die konkreten Normen für einzelne Aspekte der Gestaltung geisteswissenschaftlicher Aufsätze sind nicht blosse Zufallsprodukte und sie bestehen auch nicht unabhängig voneinander. Sie ruhen auf einem gemeinsamen Fundament, der Vorstellung einer idealen Textgestalt. Dieses Ideal sagt viel darüber aus, wie Gestalterinnen ihre Funktion innerhalb der Biografie eines Textes wahrnehmen, und es enthält entsprechen auch Hinweise darauf, wie die Gestaltungsprozesse ablaufen.

Ausgehend von den Aussagen, die sich zum Hintergrund der Normen in den Style-Sheets und den typografischen Handbüchern finden, werde ich im Folgenden das Ideal, auf dem die Vorgaben beruhen, näher beleuchten. Sehr schnell wird klar werden, dass die Lektüre der Fluchtpunkt aller Überlegungen im metatypografischen Diskurs ist. Die Gestalterinnen wollen den Leseprozess antizipieren und in der Gestaltung vorwegnehmen: Es geht ihnen um die *optimale Lesbarkeit* bzw. die *optimale Leserlichkeit* eines Textes. Dabei werden die beiden Begriffe *lesbar* und *leserlich* von den Akteurinnen unterschiedlich und z. T. undifferenziert verwendet, obwohl gerade in ihrer Differenz der Schlüssel zur Rolle der Typografie steckt. Die Metatypografie definiert ihre Leitbegriffe unzureichend und sie stützt sich bei der Umsetzung auf Untersuchungen, die, wie ich im zweiten Teilkapitel zeigen werde, realen Leseprozessen nicht gerecht werden. Das Fundament, auf dem die Normen zur Textgestaltung ruhen, ist morsch. In ihm kommt eine veraltete Vorstellung von Kommunikation zum Vorschein, in der nicht nur die Biografie der Texte unbeachtet bleibt, sondern auch die Rezipientin blosse Dekodiererin ist.

4.1 Die optimale Textgestalt: Leitbegriffe eines Ideals

Die Normen, die sich in den Style-Sheets von Verlagen und Redaktionen finden, bleiben weitgehend unbegründet. Weshalb der Verlag oder die Redaktion sich für bestimmte Vorgaben entschieden hat, erachten die Verfasserinnen der Richtlinien offenbar als für die Autorinnen (und Gestalterinnen) nicht relevant. Die Richtlinien sind ohnehin in der Regel nicht verhandelbar. Es ist anzunehmen, dass einige der beschriebenen Gestaltungsvorgaben technischen Einschränkungen und Abläufen in der Produktion geschuldet sind, ausformuliert wird das aber nirgends. Nur in zwei der untersuchten Style-Sheets wird an jeweils einer Stelle eine Vorgabe begründet. So bitten die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Genderlinguistik* die Autorinnen im Vorfeld, Verweise auf mehr als zwei Autorinnen in die Fussnote zu setzen – und zwar »der besseren Lesbarkeit wegen« (Style-Sheet e). Ähnlich klingt es beim Ute Hempen Verlag, wenn im Style-Sheet von der Schrift *Times* abgeraten wird: »Times ist wegen der schlechten Leserlichkeit nicht erwünscht« (Style-Sheet q). Der explizite Grund für die Vorgaben ist also die Orientierung an einem Idealbild, die Normen stehen im Dienste der *Lesbarkeit* bzw. der *Leserlichkeit*.

In den typografischen Handbüchern, die sich meist auch als Lehrbücher verstehen, werden die Vorgaben und Empfehlungen ausführlicher begründet. Claudia Runk rät in ihrem *Grundkurs Typografie und Layout* dazu, Texte in Blocksatz zu setzen, weil dieser »ruhig, neutral, statisch« wirke und »sich gut lesen« lasse. Sie erklärt, dass die Zeilenlänge »einen wesentlichen Teil zur Lesbarkeit« beitrage und kritisiert das Sperren von Text als »typografische Unart, die lediglich den Lesefluss stört« (Runk 2008, 138, 146, 101). Ralf Turtschi hält »Lesbarkeit« bei Büchern für »extrem wichtig« und betont mit Blick auf die Diskussion um die ideale Schrift, dass »die Füßchen allein [...] noch keine optimale Lesbarkeit« garantieren (Turtschi 2003, 102, 82). Ralf de Jong fordert gemeinsam mit Stephanie de Jong dazu auf, Kapitälchen deutlich »anzusperren«, »um die Lesbarkeit zu erhöhen« (Jong & Jong 2008, 55), und weist zusammen mit Friedrich Forssman darauf hin, dass »bei kleinen Schriften [...] die Laufweite oft erhöht werden« müsse, »damit sie lesbar bleiben« (Forssman & Jong 2008, 112). Manfred Simoneit bringt das von den Hand-

büchern suggerierte Ziel der Buchtypografie in *Typographisches Gestalten* auf den Punkt: »Typographie ist die Lehre des Gestaltens einer Drucksache, um eine optimale Lesbarkeit zu erzielen« (Siemoneit 1989, 7). *Lesbarkeit* ist das Leitprinzip der Buchtypografie (vgl. auch König 2004 und Spitzmüller 2013, 30ff.). Dass geisteswissenschaftliche Aufsätze uns in der oben beschriebenen typischen Gestalt entgegenreten, hat seinen Ursprung darin, dass dieses Aussehen für – der Textsorte entsprechend – *optimal lesbar* bzw. *optimal leserlich* gehalten wurde und wird.

Doch was heisst *Lesbarkeit* und was unterscheidet den Begriff vom ebenfalls verwendeten Begriff *Leserlichkeit*? Was verstehen Typografinnen unter *leserlich* und *lesbar* und auf welcher Grundlage behaupten sie, die Gestalt eines Textes sei *optimal*? Diesen Fragen werde ich in den folgenden zwei Teilkapiteln nachgehen. Dabei sollen die beiden konkurrierenden Leitbegriffe zuerst in ihrer allgemeinsprachlichen Bedeutung beschrieben werden und dann spezifischer mit Blick auf den metatypografischen Diskurs.

4.1.1 *Lesbarkeit* und *Leserlichkeit*: Zwei konkurrierende Leitbegriffe

Obwohl die beiden Begriffe recht gebräuchlich sind, tun sich nicht nur Typografinnen schwer mit der Definition von *Leserlichkeit* und *Lesbarkeit*. Auch die deutschen Wörterbücher sind sich über die Bedeutung und das Verhältnis der beiden Wörter nicht einig. Das *Deutsche Wörterbuch* von Wahrig definiert das Adjektiv *lesbar* als »so beschaffen, dass man es lesen kann; Sy *leserlich*; gut, leicht, schlecht, schwer, nicht ~« (Wahrig 2002, 817; Hervorhebungen im Original). Unter dem Eintrag *leserlich* findet sich lediglich die Angabe »= *lesbar*« und bei *Leserlichkeit* entsprechend »= *Lesbarkeit*«. Wahrig suggeriert also eine totale Synonymie der beiden Begriffe.

Das zehnbändige Wörterbuch des Dudenverlags versteht unter *Lesbarkeit* »das Lesbarsein«. Für *lesbar* wiederum gibt es zwei Bedeutungen an: »1. für die Augen zu entziffern u. sich lesen lassend [...]. 2. verständlich geschrieben, sodass die Lektüre keine Schwierigkeiten bereitet [...].« (Duden 1999, 2411). Der Begriff hat demnach zwei Dimensionen, er kann sich sowohl für das Entziffern eines Textes als auch mit Blick auf seine inhaltliche Verständlichkeit verwendet werden. Bei *leserlich* hin-

gegen fehlt der Hinweis auf eine inhaltliche Komponente: Im Duden Universalwörterbuch wird die Bedeutung des Adjektivs mit »sich lesen, entziffern lassend« (Duden 2011) angegeben. Gemäss dem zehnbändigen Duden wird *leserlich* sogar nur für die Deutlichkeit von Handschriften verwendet: »in deutlicher Handschrift geschrieben« (Duden 1999, 2413). *Leserlichkeit* bezieht sich gemäss Duden also nur auf das ›physische‹ Entziffern von Zeichen – eine Bedeutung, die in *Lesbarkeit* auch enthalten ist, aber eben nicht nur.

Folgt man Johann Christoph Adelung, so war die Trennung des Begriffspaars vor zweihundert Jahren noch klarer; in seinem grammatisch-kritischen Wörterbuch von 1796 schreibt er unter dem Stichwort *lesbar*: ein Buch sei »nicht lesbar, wenn man entweder nicht versteht, was man lieset, oder keine Unterhaltung dabey findet« (Adelung 1796, Sp. 2032). Er bezeichnet also explizit die auf den Textinhalt bezogene Bedeutungskomponente, die Dimension des Entzifferns fehlt hingegen. Dafür verweist Adelung auf *leserlich*, »welches davon verschieden ist« (Adelung 1796, Sp. 2032) und bedeute, »daß man es lesen kann, doch nur von den Zügen einer bekannten Schrift« (Adelung 1796, Sp. 2034).

Schon knapp 15 Jahre nach Adelung weist Joachim Heinrich Campe für *lesbar* bereits beide Bedeutungsdimensionen aus: »eine solche Beschaffenheit habend, daß man es lesen kann, sowohl in Ansehung und Deutlichkeit der Schriftzüge, als auch in Ansehung der Verständlichkeit, Sittlichkeit u. des Inhalts« (Campe 1809, 105). *Leserlich* bezieht auch Campe nur auf das Entziffern, auf die »Schriftzüge« (Campe 1809, 107). Die daraus sich ergebende Relation der Begriffe entspricht jener, die auch der heutige Duden suggeriert, nämlich einer Hyponymie; *leserlich* ist Unterbegriff von *lesbar*.³² Der Begriff *lesbar* bedeutet einerseits dasselbe wie *leserlich*, nämlich dass ein Text, um dieses Attribut zu verdienen, rein ›technisch‹ bzw. ›physisch‹ entzifferbar ist. In dieser Bedeutung beziehen sich beide Begriffe auf das vom

32 Auch das Grimm'sche Wörterbuch von 1885 und das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* von 1968 bestätigen diese Begriffsrelation (vgl. Grimm & Grimm 1885, Sp. 2032 und Sp. 2034; Klappenbach & Steinitz 1968, 235f.). Das Verhältnis der von Willberg und anderen deutschen Typografen und Typografinnen ins Spiel gebrachten englischen Wörter *Readability* und *Legibility* (siehe unten) ist in etwa dasselbe, wie jenes seiner deutschen Gegenstücke (vgl. OED 2012; PONS 2005, 548 [de-en], 546, 793 [en-de]).

Inhalt weitgehend unabhängige Erkennen der Zeichen, d. h. auf einen Teilaspekt des Lesens, auf *Wahrnehmungsprozesse*. Um *lesbar* zu sein, muss ein Text aber auch »verständlich geschrieben« sein; *Lesbarkeit* hat also – im Gegensatz zu *Leserlichkeit* – auch eine auf den Inhalt bezogene Komponente und bezieht sich also auch auf einen zweiten Aspekt der Lektüre, auf *Interpretationsprozesse*. Die in diesem Begriffspaar enthaltene Differenzierung des Lesens in zwei Aspekte ist für die Diskussion um Bedeutung und Aufgabe von Textgestalt und Textgestaltung von grosser Relevanz. Umso erstaunlicher ist es, dass zur Ausformulierung der verschiedenen Positionen im metatypografischen Diskurs – die sich, soweit ich sehe, exakt entlang dieser begrifflichen Feinheiten gruppieren – nicht gezielt und bewusst auf das Begriffspaar *lesbar* und *leserlich* zurückgegriffen wird, sondern dieses im Gegenteil auf eine chaotische, verwirrende Weise verwendet wird.

4.1.2 *Lesbarkeit* und *Leserlichkeit* im metatypografischen Diskurs

Das Begriffspaar *Lesbarkeit* und *Leserlichkeit* wird im metatypografischen Diskurs unterschiedlich verwendet. Zum Teil geht es über das Verständnis des Dudens hinaus, zum Teil bezieht es sich nur auf einzelne Aspekte der Definition im Duden.

Folgt man der in den 1950er-Jahren vom Typografen Julius Rodenberg verfassten Beschreibung, entspricht das semantische Verhältnis des Begriffs *leserlich* zu *lesbar* nicht etwa – wie im Duden – einer Hyponymie (in dem Sinn, dass *leserlich* Unterbegriff von *lesbar* ist), sondern gleicht eher der Relation von *warm* zu *heiss*:

Aber alle Arbeit am Buche ist vergeblich, wenn nicht das Grunderfordernis der Buchtypographie, die *Leserlichkeit*, erfüllt ist. [...] Die Leserlichkeit hängt, das ist das Entscheidende, von der Anordnung und Verteilung der Schrift im Buch und schliesslich von der Anlage des ganzen Buches ab. Es ist daher schwierig, eine klare Begriffsbestimmung zu geben. Leserlichkeit ist das Ergebnis jahrelanger typographischer Übung; sie ist in dem Aufbau des Buches einbegriffen. Sie gehört damit zu den vielen unwägbareren Dingen, die den Herstellungsprozeß des

Buches erschweren, aber zugleich dem ernsthaft und mit Hingabe Arbeitenden die Möglichkeit bieten, zu zeigen, was er kann. So wird ein Meister seines Faches aus dem leserlichen ein *lesbares* Buch machen. Darunter verstehe ich ein Buch, das man gerne zur Hand nimmt, weil es in seiner Anlage, seiner Aufmachung den Weg in die Geisteswelt des Verfassers ebnet und in einer nach außen meist kaum bemerkbaren Weise zur Lektüre anregt. (Rodenberg 1959, 80)

Lesbarkeit ist nach Rodenberg die Steigerung von *Leserlichkeit*. *Leserlich* und *unleserlich* sind aus dieser Perspektive Werte auf einer Antonymie-Skala mit *lesbar* und *unlesbar* als Endpunkten. Diese Verwendung der beiden Begriffe entspricht aber weder dem (heutigen) Sprachgebrauch noch ist sie für das Verständnis oder die Beschreibung von Textproduktions- oder Textrezeptionsprozessen nützlich.

Etwas mehr als 50 Jahre nach Rodenbergs Beschreibung der typografischen Leitbegriffe versucht sich der Typograf Ralf Herrmann im Rahmen der Entwicklung eines »Zwiebelschichtenmodells der Lesbarkeit« an der Definition von *lesbar* und *leserlich*:

Die Leserlichkeit *beschreibt*, inwieweit die gedruckten oder geschriebenen Informationen so präsentiert sind, dass sie prinzipiell gut entzifferbar oder aufnehmbar sind. Die Lesbarkeit – also die *Möglichkeit*, die so erfassbaren Einzelzeichen im Zusammenhang aufzunehmen und zu verstehen – ist hingegen das *Ziel* der Leserlichkeit. (Herrmann 2010, 3; Hervorhebung im Original)

Herrmanns Beschreibung ist insofern problematisch, als sie wörtlich genommen impliziert, dass *Leserlichkeit* im Sinne eines Agens Ziele verfolgen könne. Sowohl bei *Leserlichkeit* als auch bei *Lesbarkeit* handelt es sich aber um Eigenschaften bezeichnende Abstrakta. Gemeint ist wahrscheinlich eher, dass Lesbarkeit das Ziel der Textgestaltung sei. Alle Bemühungen um Leserlichkeit, also um Textgestalten,

die »gut entzifferbar oder aufnehmbar sind«, sind also letztlich Bemühungen um Lesbarkeit (das ist auch die Argumentation von Rodenberg), weil nur ein lesbarer Text ein verständlicher Text ist (hier spiegelt sich die Definition des Dudens, in der Lesbarkeit mit Interpretationsprozessen verknüpft ist). Leserlichkeit ist dann gewissermassen die Voraussetzung für Lesbarkeit. So formulierte es auch der Psychologe und Literaturwissenschaftler Norbert Groeben in seinem viel zitierten Buch *Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit*: »Die Leserlichkeit stellt dann einen Teilaspekt und zugleich eine Vorstufe zur Lesbarkeit dar, die Lesbarkeit wiederum einen Teilaspekt und eine Vorstufe zur Verständlichkeit von Informationstexten« (Groeben 1982, 174). Dieses Begriffsverständnis, das Rodenberg, Herrmann und Groeben teilen, geht über die Definition im Duden heraus. Es setzt die beiden Bedeutungen, die der Duden für *Lesbarkeit* angibt, – Entzifferbarkeit und Verständlichkeit – in eine Beziehung. Entzifferbarkeit ist Voraussetzung von Verständlichkeit. Entscheidend dabei ist, dass sowohl Rodenberg als auch Herrmann implizieren, dass sich Typografinnen nicht nur um Entzifferbarkeit, also die Wahrnehmungsprozesse, sondern letztlich vor allem um Verständlichkeit, also die Interpretationsprozesse, zu kümmern hätten.

Einige sehr wichtige Exponentinnen der Buchtypographie vertreten bzw. vertraten aber eine andere Position; für sie durfte bzw. darf sich die Gestalt des Textes nicht in die Interpretationsprozesse der Leserin einmischen, sie darf sich nie ins Bewusstsein drängen. Wenn Jan Tschichold schreibt, dass »es niemals das Ziel der Typographie sein kann, etwas auszudrücken« (Tschichold 1992 [1948], 21) und wenn er gleichzeitig »bequeme Lesbarkeit« zur »obersten Richtschnur aller Typographie« erhebt (Tschichold 1992 [1949], 27), versteht er den Begriff *lesbar* offenbar anders als Rodenberg und Herrmann. Tschichold bezieht sich nur auf jene Aspekte von *Lesbarkeit*, die mit Wahrnehmungsprozessen zu tun haben. Sein Leitbegriff müsste eigentlich *Leserlichkeit* sein. Tschichold ist bzw. war Vertreter einer Vorstellung von Typografie, die Jürgen Spitzmüller als »Transparenzhypothese« bezeichnet (Spitzmüller 2013, 29ff.): Typografie soll demnach »unsichtbar« sein und so den Blick auf den Inhalt freigeben. In dieser Perspektive ermöglicht die optimale Textgestalt

einen reibungslosen Wahrnehmungsprozess, in den Interpretationsprozess hat sie sich nicht einzumischen. Dass einflussreiche Typografinnen, die die Transparenzhypothese vertreten, dennoch optimale *Lesbarkeit* (und nicht *Leserlichkeit*) postulieren, ist Grund und Ausdruck von viel Verwirrung. Es ist deshalb nicht nebensächlich, wenn Hans-Peter Willberg, einer der einflussreichsten deutschsprachigen Buchtypografen der letzten Jahrzehnte, seinen »Versuch, den Begriff ›Lesbarkeit‹ zu definieren« mit folgender Klammerbemerkung einleitet:

Korrekt müsste es, entsprechend dem angelsächsischen Begriffspaar Readability/Legibility [sic!] »Leserlichkeit« heißen. Doch das klingt mir zu sehr nach »Lächerlichkeit«. Ich mag das Wort einfach nicht und bleibe bei »Lesbarkeit«. (Willberg 2003, 35)

Willberg behandelt hier aus geschmacklichen Gründen zwei Begriffe wie Synonyme, obwohl er sich ihrer Bedeutungsdivergenz bewusst ist. Lesbarkeit ist eigentlich, so Willberg, das falsche Wort, es müsste »korrekt« Leserlichkeit heißen. Die synonyme Verwendung von *lesbar* und *leserlich* mag im Alltag von Textgestalterinnen zu keinen Problemen führen, einer differenzierten Diskussion über die Rolle der Textgestaltung und Textgestalt im Produktions- und Rezeptionsprozess ist sie aber wenig zuträglich. Das gilt auch, wenn die Buchwissenschaftlerin Anne Rose König in ihrer Untersuchung *Lesbarkeit als Leitprinzip der Buchtypographie* nicht systematisch zwischen den beiden Begriffen unterscheidet. Sie hält nach einem kurzen etymologischen Abriss fest, dass »die Bedeutung von ›lesbar‹ und ›leserlich‹ [...] sehr aneinander angeglichen« (König 2004, 19) sei, und verweist auf die »allgemeinen Gepflogenheiten in der Forschungsliteratur« (König 2004, 9). Diese »allgemeinen Gepflogenheiten« verschleiern, dass es einen Einfluss auf die Gestaltungsprozesse hat, ob die Typografin bloss einen leserlichen oder einen lesbaren Text gestalten will. Ich selbst verwende die Begriffe *Lesbarkeit* und *Leserlichkeit* deswegen im Folgenden wie Rodenberg und Herrmann.

4.2 Die Gestaltung der optimalen Textoberfläche und ihre Grundlagen

Je nachdem, wie man die Rolle definiert, die die primäre Textgestalt in der Biografie eines Textes spielt, lassen sich unterschiedliche Schlüsse für die optimale Gestaltung ziehen. Geht es den Typografinnen ›nur‹ um Leserlichkeit, ist ein reibungsloser Wahrnehmungsprozess während der Lektüre ihr oberstes und einziges Ziel. Mit jenen Dimensionen von Lesbarkeit, die sich auf den Inhalt beziehen, hat das Aussehen der Texte dann nichts zu tun. Aus dieser Perspektive muss man, um zu wissen, wie ein für die Lektüre optimal gestalteter Text auszusehen hat, die Wahrnehmungsprozesse untersuchen. Das ist nicht ganz einfach: Menschliche Wahrnehmung ist ein weitgehend unsichtbares, komplexes Phänomen. Doch auch wenn der Zugriff darauf schwierig ist, handelt es sich bei jenem Teil des Lesens, bei der die Wahrnehmung im Vordergrund steht,³³ grundsätzlich um überindividuelle, messbare Prozesse. Im ersten Teil dieses Kapitels gehe ich kurz auf Untersuchungen ein, die diese überindividuellen Prozesse untersuchen. Glaubt man aber nicht an die Transparenzhypothese, also daran dass die Textoberfläche möglichst unsichtbar sein und lediglich die Wahrnehmung optimieren soll, sondern daran, dass die Gestalt eines Textes seine Lesbarkeit beeinflusst, ist die Eruiierung einer optimalen Textoberfläche ungleich schwerer. Dann versagen, wie ich zeigen werde, die Mittel der Textrezeptionsforschung weitgehend, weil es sich bei den Interpretationsprozessen einer Leserin nicht um physisch messbare Vorgänge handelt.

4.2.1 Textgestalt und optimale Leserlichkeit

Betrachtet man die Dispositive, die Untersuchungen zur »Lesbarkeit« zu Grunde liegen, zeigt sich rasch, dass vor allem ältere Untersuchungen sich eigentlich mit Leserlichkeit befassen. Das hängt sicher damit zusammen, dass Leserlichkeit sich auf Wahrnehmungsprozesse bezieht, die sich experimentell eher untersuchen lassen als

33 Die Trennung zwischen Wahrnehmungs- und Interpretationsprozessen ist eine künstliche. Für die Analyse von Leseprozessen scheint sie mir sehr sinnvoll, insbesondere wenn man die Untersuchungen zu diesen Prozessen in den Blick nimmt. In realen Leseprozessen lassen sich die Aspekte des Wahrnehmens und jene des Interpretierens aber nicht klar voneinander abgrenzen.

Interpretationsprozesse. Wie sich die Pupille einer Leserin während des Lesens verhält, ist sichtbar, wie schnell sie den Text erfasst hat (optisch, nicht inhaltlich, hier verfließen die Grenzen), kann mittels Stoppuhr gemessen werden. So wurden in der frühen Wahrnehmungsforschung mittels Tachistoskopen, d. h. mit Apparaten, die »visuelle Reize für eine genau bestimmte und sehr kurze Zeitspanne [zeigen] können« (Brockhaus Psychologie 2009, 608), untersucht, welche Schrift am leserlichsten ist (vgl. Spitzmüller 2013, 69). Mit Blickaufzeichnungsverfahren wurde der Frage nachgegangen, welche Bereiche einer Textseite die Leserinnen zuerst betrachten und wann sie in welcher Geschwindigkeit den Blick von einer Textstelle auf die nächste richten (vgl. Spitzmüller 2013, 71). Schliesslich haben sich Forscherinnen damit befasst, inwiefern sich verschiedene Schrifttypen auf die Lesegeschwindigkeit – für die mit *wpm* (Wörter pro Minute) sogar eine eigene Masseinheit definiert wurde – auswirkt (vgl. Groeben 1982, 175).

Man kann in solchen Experimenten einzelne Faktoren der Gestalt eines Textes isoliert verändern und messen, ob und wie sich das z. B. auf die Aktionsströme der Augen auswirkt oder inwiefern sich die Wahrnehmungszeit verkürzt oder verlängert. Bei den Ergebnissen solcher Studien handelt es sich um vermeintlich »harte Fakten«, das heisst überindividuelle, immer wieder rekonstruierbare Tatsachen. Kriterien optimaler Leserlichkeit sind dann beispielsweise Entfernungsschwellenwert, Helligkeitsschwellenwert, Fokusschwellenwert, Anzahl der Fixationspausen, Anzahl Regressionen, Regelmässigkeit der Blicksprünge usw. (vgl. Pyke 1926, 11; hier nach König 2004, 31). Den Ergebnissen dieser Studien ist nicht immer zu trauen, weil eine Vielzahl von Faktoren Auswirkungen auf die Wahrnehmungsprozesse beim Lesen hat (Umstände, in denen Gelesen wird, Geübtheit der Leserin, physischer Zustand der Leserin, Gewohnheiten der Leserin etc.). Die Isolierung einzelner Faktoren ist entsprechend schwierig. Dabei handelt es sich aber um Schwierigkeiten im Dispositiv der Experimente; das ändert nichts daran, dass Wahrnehmungsprozesse als physisch biologische Vorgänge grundsätzlich messbar sind. Optimale Leserlichkeit lässt sich – wenn auch beschränkt auf eine Gruppe von Leserinnen zu einem bestimmten Zeitpunkt – experimentell ermitteln. Anhand der Ergebnisse

solcher Experimente können dann Normen formuliert werden. Ein prominentes Beispiel dafür ist die Norm DIN 1450 *Schriften – Leserlichkeit* des Deutschen Instituts für Normung die 2013 neu erschienen und unter Typografinnen nicht unumstritten ist (vgl. Herrmann 2013). Im Normtext finden sich dann Aussagen wie: »Unterstreichungen beeinträchtigen die Leserlichkeit [...]. Andere Arten der Auszeichnung (Hervorhebung) wie kursiv und fett sollten vorgezogen werden« (DIN 2012, Abschnitt A.1.1).

Die Anzahl experimenteller, auf physische Vorgänge bezogenen Studien, die sich gezielt mit Textgestalt und Leserlichkeit befassen, hat seit den 1960er-Jahren stark abgenommen. Jürgen Spitzmüller fasst die Gründe dafür wie folgt zusammen:

Sie [diese Studien, AG] bestätigen im Wesentlichen, was Textgestalter ohnehin schon wussten (etwa hinsichtlich der Bedeutung von Schriftgröße, Zeilenlänge und Zeilenabstand), widersprechen sich in den Befunden häufig und sind, wie seitens der Textgestalter vermehrt kritisiert wurde, sowohl von der gestalterischen Arbeit als auch von der alltäglichen Lesepraxis häufig weit entfernt. (Spitzmüller 2013, 72)

Die Leseforschung hat auf die Kritik aus den Reihen der Textgestalterinnen reagiert und widmet sich seit einigen Jahren vermehrt den Aspekten der Lesbarkeit, die über das Wahrnehmen hinaus gehen. Sie versucht in diesem Zusammenhang auch zu ermitteln, inwiefern die Textgestalt die Interpretationsprozesse während der Lektüre beeinflusst. Auf den Ergebnissen solcher Studien aufbauend wurden und werden dann Normen formuliert, wie Textgestalten bzgl. Lesbarkeit optimiert werden können.

4.2.2 Textgestalt und optimale Lesbarkeit

Parallel zu den Untersuchungen, die sich mit Wahrnehmungsprozessen und Textgestalt befassen haben, wurde in der Textrezeptionsforschung des 20. Jahrhunderts auch immer wieder versucht, die Interpretationsprozesse zu erfassen und sie mit

dem Aussehen von Texten in Verbindung zu bringen. Diese Studien sind aus mindestens drei Gründen problematisch. Erstens werden die materiell vorhandenen Texte und ihr Leseprozess isoliert betrachtet, die Biografie der Texte also komplett ausgeklammert. Zweitens sind die Untersuchungsdispositive, also die Art, mit der die Daten ermittelt wurden, bezüglich ihrer Aussagekraft fragwürdig und drittens, eng damit verknüpft, ist das Verständnis von Kommunikation, auf dem die Studien aufbauen, nicht unproblematisch.

Gemäss Norbert Groeben kommen zur Messung von Textverständnis grundsätzlich vier »Operationen« in Frage: »Reproduzieren, Wiedererkennen, Einsetz- und Ergänzungsverfahren« (Groeben 1982, 57). Damit sind die Aufgaben gemeint, die einer Leserin zur Überprüfung ihres Rezeptionsprozesses gestellt werden. Die ersten zwei, Reproduzieren und Wiedererkennen, muss die Leserin *nach* der Lektüre erfüllen, die anderen, Einsetzen und Ergänzen, *während* der Lektüre. Zur Überprüfung des Textverständnisses anhand des Wiedererkennens wurden »standardisierte Tests mit Mehrfach-Wahl-Antworten« entwickelt (vgl. Groeben 1982, 59ff.), zur Überprüfung mittels Ergänzungsprozessen das Verfahren der sogenannten »cloze procedure« (vgl. Groeben 1982, 65ff.). Bei dem ersten Verfahren werden der Leserin nachträglich Fragen zum gelesenen Text gestellt, die sie aber nicht frei beantworten kann, sondern für die ihr standardisierte Antworten zur Auswahl vorgegeben werden (vgl. Abb. 4.1). Bei der zweiten Art der Untersuchung, der »cloze procedure« erhalten die Leserinnen Lückentexte, in denen beispielsweise jedes fünfte Wort fehlt, das sie dann jeweils während der Lektüre ergänzen müssen.

Bei beiden Arten der Untersuchung werden die Texte isoliert, also ohne Bezug zu einer ›realen‹ Textbiografie betrachtet, weshalb sie, wie auch einige Studien zur Leserlichkeit, »von der alltäglichen Lesepraxis häufig weit entfernt« sind (Spitzmüller 2013, 72). Darüber hinaus behandeln sie Interpretationsprozesse wie Wahrnehmungsprozesse, indem sie ihre statistische Messbarkeit voraussetzen. Dadurch, dass die Fragebogen standardisiert werden und die Lückentexte einem bestimmten Schema folgen, wird eine überindividuelle Lektürewise vorausgesetzt und das Weltwissen der Leserinnen (das mittels top-down-Prozessen einfließt) vernachlässigt.

Auch die Weiterentwicklung der genannten Verfahren überwinden diese Probleme nicht (vgl. Groeben 1982, 71ff.). Natürlich stehen den heutigen Wissenschaftlerinnen ganz andere Möglichkeiten zur Verfügung, als jenen, die die genannten Verfahren in den 1960er- und 1970er-Jahren entwickelt haben. Interpretationsprozesse mit messbaren physischen Abläufen wie Hirnzonenaktivitäten, Hormonausschüttungen etc. erklären zu wollen, würde

zwar dem Zeitgeist entsprechen (vgl. z.B. das hoch dotierte »Human Brain Project«, → <http://www.humanbrainproject.eu>), führt aber in eine Sackgasse (vgl. Kaeser 2011). Interpretationsprozesse sind nicht nur unsichtbar, es handelt sich dabei um Vorgänge die grundsätzlich nicht experimentell ›messbar‹ sind.

Hinzu kommt, dass aus Sicht moderner, kommunikationstheoretischer Modelle schon die Ausgangslage der Untersuchungen, dass Texte *verstanden* werden sollen und wollen, nicht für alle Exemplare im Textuniversum gilt. Die Aussagen, die aufgrund der Studien gemacht werden, werden aber nur unzureichend auf spezifische Textsorten begrenzt. Zwar wird Belletristik meist ausgenommen und die Ergebnisse werden nur auf ›pragmatische Texte‹ bezogen, dazu werden aber auch jene Texte gezählt, die im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen. Zumindest im Bezug auf geisteswissenschaftliche Aufsätze sind die oben beschriebenen Untersuchungs-

Standardisierte Tests mit Mehrfach-Wahl-Antworten	
<i>(Kenntnis von Wortbedeutungen)</i>	Die Waren sind: a. Mützen b. Nahrung c. Tiere d. Kinder
<i>(Erinnern von Einzelfakten)</i>	Der Hausierer verkaufte Mützen: a. in verschiedenen Farben b. in verschiedenen Formen c. alle in einer Farbe
<i>(Textgliederung)</i>	Die Sätze der Geschichte sind im folgenden vertauscht. Schreib eine 1) auf die Linie vor den Satz, der nach der Geschichte der erste sein muß; eine 2) vor den Satz, der der zweite sein muß; eine 3) vor den Satz, der der dritte sein muß: _____ a. Der Hausierer legte sich für eine lange Zeit schlafen. _____ b. Er griff nach den Mützen auf seinem Kopf, um zu sehen, ob sie gerade saßen. _____ c. Er setzte sich unter einen Baum um auszuruhen.
<i>(Schlußfolgerungen)</i>	Warum trägt der Hausierer seine Waren auf dem Kopf? a. damit die Leute sie sehen können b. damit sein Rücken nicht ermüdet c. damit er sich vorbeugen kann
<i>(Bewertung)</i>	Die Geschichte ist vermutlich eine a. wahre Geschichte b. traurige Geschichte c. erfundene Geschichte

Abb. 4.1: Beispiel für multiple choice-Fragen (aus Groeben 1982, 61)

anordnungen und -methoden, auf deren Grundlage dann Aussagen über die optimale Textgestalt gemacht werden, problematisch:

Die Forschung auf diesem Gebiet fragt nach den verarbeitungsrelevanten, verständlichkeitsfördernden Merkmalen der Textstruktur, untersucht deren Einfluß auf das Verstehen und Behalten von Texten und leitet auf dieser Grundlage Regeln und Techniken für eine optimale Textgestaltung ab. (Groeben & Christmann 1989, 165)

Die Begriffe »Verstehen« und »Behalten« implizieren eine Leserin, die Informationen aus dem Text entnimmt, diese begreifen und sich merken oder ihnen mit Unverständnis begegnen und sie wieder vergessen kann. Aus dieser Perspektive ist ein Text abgeschlossen, wenn er gedruckt ist, und ein Text ist optimal, wenn die in ihm von der Autorin hinterlegte Information einfach und effektiv entnommen werden kann. Kommunikation wird hier »implizit als Transportvorgang« dargestellt, das »Medium« erscheint als »Vehikel«, mittels dessen Informationen [...] mehr oder weniger gut von einem Sender zum Empfänger »transportiert« werden können« (Spitzmüller 2013, 22). Nimmt man die Leserinnen und ihren Beitrag zu den Texten ernst, sollte deshalb allenfalls von Interpretationsprozessen gesprochen werden und nicht von Verstehensprozessen. Gerade im realen Umgang mit geisteswissenschaftlichen Aufsätzen geht es weder primär darum, sich zu merken, was in einem Text als Ganzem steht, noch darum, ihn als Ganzes zu erfassen und in dem Sinne zu verstehen. Verfahren mit standardisierten Fragen und Antworten können solche »realen« Leseprozesse ebenso wenig erfassen wie Lückentexte.

Vor dem Hintergrund eines neuen Kommunikationsverständnisses hat sich die moderne Leseforschung von alten Untersuchungsmethoden gelöst und betrachtet Texte nicht mehr isoliert. Heute stehen Themen wie Lesemotivationsforschung, prozessorientierte Buchnutzungsforschung und Lesesozialisationsforschung im Vordergrund (vgl. den Forschungsüberblick von Kuhn & Rühr 2010). Im Zuge dieser Entwicklung hat sich die Textrezeptionsforschung aber auch weitgehend vom

Thema der Textgestalt abgewendet (vgl. Spitzmüller 2013, 73). Die Forschungsergebnisse, auf denen typografische Normen und Theorien zur Optimierung von Textoberflächen beruhen, stammen deshalb meist aus den älteren oben genannten Untersuchungen und tragen deren Probleme weiter.

4.2.3 Optimierung der Textgestalt für die Leserin

Jenseits der Leserlichkeit, die sich – zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort – tatsächlich bis zu einem gewissen Grad messen und optimieren lassen dürfte, ist die Verbesserung eines Textes im Hinblick auf die Lesbarkeit für eine fiktive, allgemeine Leserin ein äusserst heikles Unterfangen. Geht man wie die professionellen Textgestalterinnen jedoch davon aus, dass die primäre Textgestalt nicht für Autorin und Gestalterin gemacht wird, sondern für die Leserin – »Typografie ist für Leser da und nicht für Typografen« (Willberg & Forssman 2010, Innenseite des Umschlags) –, ist das Streben nach der optimal lesbaren Textoberfläche nur folgerichtig. Die wissenschaftliche Basis, auf die sich die Gestalterinnen bei der Formulierung von Normen stützen können, ist sehr dürftig. Wie im letzten Kapitel festgehalten, steht die Gestalt der Texte seit einigen Jahrzehnten nicht mehr im Fokus der Textrezeptionsforschung und die älteren Studien, die dazu vorhanden sind, sind problembehaftet.

Von den wenigen neueren Studien zur optimal lesbaren Textgestalt stammen einige aus der Feder von Sprachwissenschaftlerinnen. Die Linguistik, die sich lange Zeit nicht am metatypografischen Diskurs beteiligt hat, befasst sich seit einigen Jahren vermehrt mit Typografie (vgl. Spitzmüller 2012, 209ff.). Ausgangspunkt sprachwissenschaftlicher Studien, die sich mit der Optimierung von Textoberflächen befassen, ist die Ansicht, dass die Typografie das Textverständnis beeinflusst: »Jeder Text präsentiert sich in einer bestimmten materiellen Form, die nachhaltig das Verständnis (mit-)bestimmt« (Messerli 2010, 457). Um eine Textgestalt zu optimieren muss gemäss Linguistinnen wie Christoph Sauer und Jörg Hagemann ein logischer Zusammenhang zwischen Aussehen und Inhalt des Textes hergestellt werden: Typografische Elemente können das Textverstehen stützen, »wenn sie systema-

tisch verwendet werden, anders ausgedrückt, wenn die Typografie konsequent und schlüssig mit der Informationsstruktur eines Textes korrespondiert« (Hagemann 2003, 101). Hagemann referiert in seiner Argumentation auf »mikrotypographische Gestaltungsmittel, die auf der Grundschrift eines Textes operieren, also Mittel, die die Grundschrift fakultativ variieren« (Hagemann 2007, 79). Christoph Sauer hingegen siedelt die mögliche Korrespondenz von Gestalt und Inhalt nicht nur in der Mikrotypografie, sondern auf drei verschiedenen Ebenen an: Wenn Textbild und -inhalt auf globaler Ebene aufeinander abgestimmt sind, werde die Zugänglichkeit erleichtert, auf mittlerer Ebene könne ein logischer Zusammenhang die Überschaubarkeit gewährleisten und auf lokaler Ebene die Leserlichkeit garantieren (vgl. Sauer 1999, 96). Auf mittlerer Ebene werden gemäss Sauer in einem optimal gestalteten Text die inhaltlichen »Sequenzierungen äußerlich signalisiert« (Sauer 2007, 150). Eine Textgestalt ist also optimal, wenn Absätze entlang von Argumenten gesetzt werden. Wenn darüber hinaus »alle lokalen Einheiten gut wahrnehmbar sind, kontrastreich und ohne irreführende (mikrotypografische) Signale« (Sauer 2007, 150), ist eine Textgestalt auch auf lokaler Ebene optimal.

Sowohl Hagemann als auch Sauer geben nur wenig Hinweise, wie die Umsetzung eines logischen Textdesigns konkret aussehen soll. Wie viel Differenzierung mit welchen typografischen Mitteln sinnvoll ist, geht aus ihren Studien zum Beispiel nicht hervor. Dafür muss man auf entweder auf etwas ältere Texte zurückgreifen oder sich an Typografinnen halten. So hielten Ursula Christmann und Norbert Groeben 1989 ausgehend von Studien aus den 60er- und 70er-Jahren fest:

Eine qualitative Auswertung der Befunde zeigt, daß sich Unterstreichungen auf das inzidentelle Lernen eher negativ auswirken, für das direkte Lernen kann ein positiver Effekt zumindest nicht ausgeschlossen werden. Diese Uneinheitlichkeit der Befunde dürfte dadurch zu erklären sein, daß die Unterstreichungen vermutlich mehr Aufmerksamkeit auf die betreffende Information lenken und daß dies zu Lasten der nicht unterstrichenen Textelemente gehen kann. Darüber hinaus ergaben sich

zwei weitere für Praktiker relevante Befunde: Einfache Unterstreichungen erweisen sich als wirksamer als komplexe Hervorhebungssysteme [...]; Lernende mit hohem Fähigkeitsniveau profitieren von Unterstreichungen in stärkerem Maße als Lernende mit niedrigem Fähigkeitsniveau. (Groeben & Christmann 1989, 183)

Hervorhebungen im mikrotypografischen Bereich sind – sofern sie bezüglich ihrer Differenzierung mit Mass eingesetzt werden – für geübte Leserinnen wie die Rezipientinnen geisteswissenschaftlicher Aufsätze nützlich. Auch Stephanie und Ralf de Jong plädieren dafür, Textgestalten nicht allzu sehr auszudifferenzieren:

Die Zahl der Textdifferenzierungen, die der Leser unterscheiden und mit Bedeutung füllen kann, ist begrenzt. Sie liegt – dies nur eine Faustregel – weit unterhalb dessen, was Redakteure für sinnvoll halten. Zwar ist es typografisch kein Problem, auch ein Dutzend verschiedene Auszeichnungen zu erdenken – der Texterfassung dient es aber nicht. Hierarchisierung und Differenzierung sollten sich an den Lektüregewohnheiten der Leser orientieren. Mehr als vier verschiedene Textauszeichnungen und sechs Texthierarchien erschließen sich nicht. (Jong & Jong 2008, 66)

Die Typografinnen stützen sich bei ihren Aussagen nicht auf wissenschaftliche Studien, kommen aber zum selben Schluss wie die Leseforscherinnen: Differenzierungen sind nützlich, aber nur, wenn die Leserin sie nachvollziehen kann. Darauf wiesen, wie Hagemann festhält, schon 1965 Wayne Hershberger und Donald Terry (Hershberger & Terry 1965) hin:

[N]icht die Erregung der Aufmerksamkeit des Lesers durch hervorgehobene Textinformationen an sich, sondern die Fähigkeit des Lesers, angemessene Strategien zur Verarbeitung der hervorgehobenen Infor-

mationen zu aktivieren, [stellt] die entscheidende Komponente für die Wirksamkeit dieser Textmerkmale dar[...]. (Hagemann 2007, 80)

Studien wie jene von Hershberger und Terry sind, wie weiter oben ausgeführt, problembehaftet. Die erfahrungsgeliteten Argumentationen von Typografinnen mögen sich in der Praxis bewähren, bleiben aus einer wissenschaftlichen Perspektive aber willkürlich. Ein weit grösseres Problem ist, dass sowohl Typografinnen als auch Rezeptions- und Sprachwissenschaftlerinnen in ihrer Argumentation immer davon ausgehen, dass die Leserinnen lediglich Informationen aus den Texten entnehmen. Der Prozess der Informationsentnahme kann dann mit »logischem Textdesign« und/oder mit sparsamen Differenzierungen auf der mikrotypografischen Ebene unterstützt werden. Die Rolle der Rezipientin bei der Textproduktion bleibt blass. Dies gilt sowohl für die sehr allgemein gehaltenen linguistischen als auch für die konkreter formulierten typografischen Argumentationen zur Optimierung der Textoberfläche.

4.3 Zusammenfassung

Grundlage des metatypografischen Diskurses ist die Idee, dass die Textgestalt für die Leserin gemacht wird. Fluchtpunkt aller typografischen Bemühungen ist also die Lektüre. Entsprechend ist das Idealbild des optimal lesbaren Textes das Fundament, auf dem die konkreten Normen zur Textgestaltung ruhen. *Lesbarkeit* wird von jenen, die sie einfordern, manchmal nur auf jene Aspekte bezogen, die auch als *Leserlichkeit* bezeichnet werden können; also auf Wahrnehmungsprozesse. Meistens wird mit *lesbar* aber auch auf jene Teile der Lektüre referiert, die darüber hinausgehen und die Verstehens- bzw. besser: die Interpretationsprozesse betreffen.

Die Ansichten, wann eine Textgestalt optimal lesbar ist, beruhen aber auf Studien mit z. T. realitätsfernen Untersuchungsdispositiven. Während sich die Leserlichkeit von Texten zumindest für eine bestimmte Leserinnenschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt relativ gut experimentell ermitteln lässt, ist das für die Lesbarkeit

ungleich schwieriger. Interpretationsprozesse lassen sich nicht einfach in Zahlen fassen und statistisch auswerten. Entsprechend problembehaftet sind Aussagen dazu, wie ein Text in optimaler Weise auszusehen hat. Hinzu kommt, dass sowohl Wissenschaftlerinnen als auch Typografinnen immer davon ausgehen, dass die Gestalt der Rezipientin bei der Informationsentnahme helfen soll. Das Fundament der Layoutoptimierung ist also in zweifacher Hinsicht brüchig: Erstens bezüglich der Untersuchungen, die allfällige Effekte der Gestalt auf das Lesen dokumentieren sollen, zweitens mit Blick auf die Position, die der Leserin im Textproduktionsprozess zugeordnet wird. Darin manifestiert sich ein Widerspruch: Einerseits wird die Lektüre als entscheidender Orientierungspunkt sämtlicher Anstrengungen der Textgestaltung immer wieder hervorgehoben, andererseits wird die Leserin im Rezeptionsprozess nicht ernst genommen.

Soll die Textgestaltung alleine der Lektüre dienen, muss sie die Leserin und ihre Rolle in der Textproduktion ernst nehmen. Eine ›gute‹, eine ›richtige‹ Textgestalt, wie sie in der Typografie und neuerdings auch in der Sprachwissenschaft gefordert wird, muss sich an der Realität eines Textlebens orientieren, muss ausgehen von erwartbaren Leseprozessen. Fassbar werden diese im Fall geisteswissenschaftlicher Aufsätze in den Markierungen, die die Leserinnen während der Lektüre hinterlassen. Diese Markierungen und ihren Zusammenhang mit der primären Textgestalt werde ich in den folgenden zwei Kapiteln näher beleuchten.

TEXTE MARKIEREN

5 Die sekundäre Textgestalt – Spuren des Lesens

Lesen ist nicht einfach das Dekodieren von Zeichen und es entspricht auch nicht der Entnahme eines festgelegten, von der Autorin hinterlegten, semantischen Inhalts aus einem Text. Lesen ist ein aktiver Prozess, bei dem die Leserin die Hauptrolle spielt. Sie setzt den Text in ihren eigenen Kontext, tritt ihm mit eigenem Wissen gegenüber und verknüpft ihn mit diesem. Die Frage, ob die Prozesse dabei Bottom-up oder Top-down ablaufen, ob die Leserin also vom Text ausgeht, diesen decodiert und mit ihrem Wissen verknüpft oder bei ihrer Erwartung und ihrem Wissen beginnt und sich von dort aus dem Text nähert, ist dabei für die vorliegende Untersuchung nebensächlich. Wichtig ist, dass Leserinnen unberechenbar sind – und zwar im wörtlichen Sinn: ihre Art, einen Text zu lesen, lässt sich nicht berechnen.

Abhängig von Textsorte, Leseinteresse und Lesepraxis bringen Leserinnen sich selbst mehr oder weniger in den Leseprozess ein. Sehr grossen Einfluss haben sie bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen, weil die Lektüre hier in aller Regel mit einer oder mehreren Fragen beginnt. Die Leserin sucht etwas im Text, das sie in ihrem eigenen Schreib- und/oder Denkprozess weiterbringt. Diese Art zu lesen wird als *Source Reading* bezeichnet, weil der Text zur Quelle gemacht und damit eng in einen Prozess eingebunden wird, der unter Umständen sehr weit von den Intentionen der Autorin entfernt ist. Während die meisten Lektürearten heute spurlos ablaufen, das physische Textexemplar also unberührt lassen,³⁴ wird beim *Source Reading* das Papier bearbeitet, es werden Markierungen und Notizen angebracht. Diese

³⁴ Darauf, dass das nicht immer so war, weisen u. a. William H. Sherman und Heather J. Jackson nachdrücklich hin (vgl. Sherman 2008; Jackson 2001).

handfesten Bearbeitungen der Textoberfläche werden in der Regel nicht nach dem Lesen angebracht, sondern begleiten dieses ganz unmittelbar. Sie sind Ausdruck des Leseprozesses. Dabei gibt es kaum Vorschriften und Normen, wie sie anzubringen sind. Obwohl als kulturelle Praxis in akademischen Kreisen sehr verbreitet, gibt es keine Lehrbücher zum Markieren von Texten, keine Kurse, in denen erklärt wird, mit welchen Mitteln und auf welche Art Notizen angebracht und Textstellen hervorgehoben werden sollen. Normen finden sich einzig in Teilkapiteln von einigen Büchern zur Arbeits-, Schreib- und Lernpraxis von Schülerinnen und Studentinnen und auf Websites zum selben Thema. Der allgemeine Konsens, der sich aus diesen kurzen Abschnitten ablesen lässt, beschränkt sich darauf, dass man sparsam mit seinen Markierungen umgehen müsse und dass es darum gehe, das »Wichtige« hervorzuheben. Führt man sich diesen Minimalkonsens vor Augen, wird der ungeheure Wert der Markierungen für Untersuchungen zu Lese- und Verstehensprozessen sichtbar. Denn was die Markierungen zeigen, ist nicht weniger als das, was die unberechenbare Leserin während des Leseprozesses in dessen Zentrum gesetzt hat. Heather J. Jackson bezeichnet die Lesespuren denn auch als ›Goldmine‹ für Forscherinnen:

Given the recent shift of attention from the writer to the reader and to the production, dissemination, and reception of texts, marginalia of all periods would appear to be potentially a goldmine for scholars.
(Jackson 2001, 6)

Entdeckt wurde diese ›Goldmine‹ allerdings schon lange, bevor in Text- und Kommunikationstheorien die Rezipientin in den Vordergrund gerückt ist. *Glossen*, eine sehr spezifische Art von Lesespuren, werden schon seit langem wissenschaftlich untersucht, allerdings oft mit einem spezifisch sprachhistorischen Erkenntnisinteresse. In den letzten zwei Jahrzehnten sind die Lesespuren vor allem im englischsprachigen Raum auch im Hinblick auf andere Forschungsfragen in den Fokus geraten. Diese Untersuchungen konzentrieren sich, wie in einem kurzen Forschungsüber-

blick im folgenden Kapitel gezeigt werden soll, aber oft auf Marginalien, also auf hinzugefügten Text, während sie Markierungen im Text wenig Beachtung schenken. Zudem stellen sie meist historische oder biografische Fragen und gehen dabei von alten Bearbeitungen noch älterer Texte aus.

5.1 Lesespuren als Untersuchungsgegenstand – Marginalien im Fokus

Das handfeste Bearbeiten eines Textes durch seine Leserin existiert nicht erst, seit 1971 der Markierstift erfunden wurde. Schon im 8. Jahrhundert hinterliessen deutsche Mönche Spuren in den Pergamenten sakraler Literatur, indem sie mit Griffeln die Übersetzung lateinischer Wörter einritzten. Diese *Griffelglossen* sind die ältesten, überlieferten Zeugnisse der deutschen Sprache und werden seit Mitte des 20. Jahrhunderts von Sprachhistorikerinnen als solche untersucht (vgl. Ganz 2006, 8). Das von den Mönchen praktizierte *Glossieren*, sprich das Anbringen von »Erläuterungen eines der Erklärung bedürftigen Ausdrucks« (Duden 1999, 1542) durch Leserinnen, klassifiziert Claudine Moulin als einen »Akt des Annotierens«, worunter sie das »erläuternde beziehungsweise kommentierende Hinzufügen von Geschriebenem zu Geschriebenem (wie das Hinzufügen von Gedanken zu Gedanken)« versteht (Moulin 2010, 19). Das *Annotieren* hat, so Moulin, eine lange Tradition und findet »für die westliche Schriftkultur [...] seinen Ursprung« in der oben beschriebenen Praxis der Mönche, also »in der spätantiken und mittelalterlichen Schreibpraxis der Glossierung« (Moulin 2010, 19). Heather J. Jackson, die das Resultat des Annotierens als *Marginalien* bezeichnet, datiert den Anfang derartiger Textbearbeitung durch Leserinnen sogar noch weit früher:

The marginalia that we see and write today are in a direct line of descent from those of two thousand years ago. Indeed the custom may be as old as script itself, for readers have to interpret writing, and note follows text as thunder follows lightning. (Jackson 2001, 44)

Jackson behauptet hier einen Zusammenhang zwischen den Lesespuren in alten Handschriften und den Bearbeitungen, die sich in Texten von heute finden. Sie rückt damit die Praxis des Annotierens selbst ins Zentrum und verweist auf ein den Marginalien inhärentes Potenzial, das die Sprachhistorikerinnen, die z. B. den Ursprüngen des Deutschen nachspüren, nur am Rande interessiert: Die Bearbeitungen der Leserinnen erlauben Rückschlüsse auf sie selbst und ihre Lesepraxis. Seit einigen Jahren haben Untersuchungen, die diese Aspekte der Lesespuren betonen, Konjunktur, wie auch Claudine Moulin festhält:

Inzwischen stellt die Erforschung von Marginalien und anderen Lesespuren, die wissenschaftsgeschichtlich in der mittelalterlichen Glossenforschung ihre Wurzeln hat, eine stark aufblühende Disziplin in einem übergreifenden, kulturhistorisch-philologischen Spannungsfeld von Philologie, Kulturwissenschaft sowie Buch- und Bibliothekswissenschaft dar. (Moulin 2010, 20)

Auch Jackson macht auf neuere Studien in diesem Bereich aufmerksam:

Some excellent basic bibliographic and historical work has been done, and there are a few fine case studies, most of them dealing with Medieval and Renaissance texts. The subject has stimulated intelligent theorizing. For a few famous writers, the corpus of marginalia has been the focus of a critical edition. (Jackson 2001, 6)

Häufig stehen in diesen Untersuchungen also konkrete Leserinnen, die meist eine gewisse Bekanntheit geniessen, im Vordergrund. Die Lesespuren werden dann im Hinblick auf die Biografie dieser Leserinnen analysiert. Oft wird dabei dem Zusammenhang zwischen verschiedenen Büchern, die von ein und derselben Leserin gekauft, aufbewahrt, gelesen und bearbeitet wurden, eine grosse Rolle zugeordnet.

So betont Wolfgang Harms, wie wertvoll es sein könne, ein annotiertes Buch im Sammlungszusammenhang zu untersuchen:

Je nach seinem Sammlungszusammenhang können dem Buch Erwartungen und Erfahrungen seines Besitzers abgelesen werden, je nach dem Inhalt und Ausmaß von Lesespuren können an ihm Anzeichen der Wirkung und der Rezeption erkannt werden. (Harms 2000, 50)

Daran, wie »ein Buchbenutzer [...] in einzelnen Büchern Spuren seiner Leserreaktionen hinterlassen hat, seien diese emotional oder bedächtig aufs Leben bezogen oder neues Wissen einordnend oder künftige Publikationen vorbereitend«, kann man gemäss Harms den »konkreten Leser« wahrnehmen (vgl. Harms 2000, 57).

Andere Untersuchungen richten den Fokus weniger auf eine konkrete Leserin und ihre Rezeption verschiedener Werke als vielmehr auf die Rezeption mehrerer Leserinnen im Hinblick auf das Werk einer Autorin. Alfred Messerli hält es beispielsweise für möglich, anhand »handschriftlicher Marginalien in Büchern [...] die Rezeption eines bestimmten Autors für eine bestimmte Zeitspanne« zu untersuchen (vgl. Messerli 2010, 457). Er verweist dabei auf eine Arbeit von Henrik Otto (Otto 2003), die »die Rezeption Johann Taulers anhand handschriftlicher Bemerkungen in Drucken zwischen 1498 bis 1508« in den Blick nahm.

Ähnlich angelegt sind Studien, die zwar auf ausgewählte Bücher und ihre konkrete Leserin eingehen, sie aber als beispielhaft für die Lektürepraxis einer bestimmten gesellschaftliche Schicht zu einer bestimmten Zeit verstehen und beschreiben. Da so geartete Untersuchungen viele Berührungspunkte mit der vorliegenden Arbeit aufweisen und ihre Ergebnisse entsprechend relevant sind, sollen zwei davon im Folgenden etwas näher beleuchtet werden.³⁵ Das erste Beispiel ist *Used Books – Marking Readers in Renaissance England*, in dem der Autor William H. Shermans drei Texte genauer unter die Lupe nimmt. Anhand einer bearbeiteten Fassung eines

³⁵ Auf zwei weitere Studien, die Sherman erwähnt (Sherman 2008, 16f.), kann ich hier nicht eingehen; vgl. aber Whitaker 1994; Grindley 2001.

Book of Common Prayer untersucht Sherman die Marginalien in den Agenden der Anglikanischen Kirche im 15. Jahrhundert (vgl. Sherman 2008, 93ff.).³⁶ Zudem liefert er eine Detailuntersuchung zu einer durch den englischen Gelehrten John Dee (1527–1608) bearbeiteten Fassung einer frühen Kolumbusbiografie und zu einem vom englischen Richter Sir Julius Caesar Aldemare (1557–1636) annotierten Version von John Foxe's *Pandectae locorum communium* von 1572 (Sherman 2008, 113ff. bzw. 127ff.; vgl. auch Halasz 2008). Ergänzt werden diese qualitativen Untersuchungen in Shermans Buch durch die quantitative Betrachtung einer sehr grossen Anzahl (mehrerer tausend!) englischer Bücher aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert. Dabei geht er unter anderem auf verschiedene Techniken des Anbringens von Marginalien ein (vgl. Sherman 2008, 3ff.) und betrachtet die Veränderungen des Umgangs mit Büchern. Sherman erachtet Textexemplare mit Lesespuren (*used books*) als sehr wertvoll und prangert – bei allem Verständnis für die Bemühungen der Bibliothekarinnen, ihre Bücher ›sauber‹ zu halten – den heutigen, zurückhaltenden Umgang mit dem materiellen Buch und seiner Oberfläche an (Sherman 2008, 177f.). Dies tut er vor dem Hintergrund ihres Wertes für historische Untersuchungen, denn darin liegt der Kern seiner Studie und ebenso der grösste Unterschied zur vorliegenden Arbeit; für Sherman sind *used books* Fenster in die Lesegewohnheiten und Gedankenwelten der Vergangenheit.

Auch das zweite Buch, das hier in aller Kürze näher beleuchtet werden soll, befasst sich vorwiegend mit ›alten‹ Texten, ist also historisch ausgerichtet. Genau wie William H. Shermans *Used books* liefert Heather J. Jacksons *Marginalia* sowohl Detailuntersuchungen einzelner bearbeiteter Texte als auch quantitative Betrachtungen und allgemeine Aussagen. Im Rahmen einer näheren Betrachtung der Marginalien, die der englische Dichter Samuel Taylor Coleridge (1772–1834) während seiner Lektüretätigkeit angebracht hat, zeigt Jackson, »that Coleridge annotated books for the benefit of other, familiar readers« (Jackson 2001, 155). Coleridge bearbeitete bewusst und gezielt Textexemplare für andere Personen, was dazu führte,

36 Als *Agende* wird in der evangelischen Kirche das Buch bezeichnet, »in dem Riten, Gebete u. a. für den Gottesdienst u. gottesdienstliche Handlungen aufgezeichnet sind« (Duden 2011).

dass die Marginalien anders ausgestaltet sind, als unmittelbare, von der Leserin für sich selbst gemachte. Das Annotieren eines Textes für andere Leserinnen war früher recht verbreitet, wie Jackson auch an anderen Beispielen zeigt. Das hat auch damit zu tun, dass zu einer Zeit, in der Bücher weniger leicht zu reproduzieren und daher ein vergleichsweise knappes Gut waren, jede Leserin, die einen Text in irgendeiner Form bearbeitete, damit rechnen musste und konnte, dass ihre Lesespuren von anderen gesehen werden würden. Kombiniert mit der Tatsache, dass das Ideal des ›sauberen‹, ›unbearbeiteten‹ Buches weit weniger alt ist als das Buch selbst, sondern eng mit dem Aufschwung öffentlicher Bibliotheken zusammenhängt (vgl. Sherman 2008, 157; Jackson 2001, 236), legt das nahe, dass die Marginalien fast immer – auch – im Gedanken an weitere Leserinnen angebracht wurden.

Der Fakt, dass Textbearbeitungen durch Leserinnen oft im Rahmen einer asynchronen Kommunikation mit Dritten stattfanden und vor diesem Hintergrund reflektiert waren, ist für die vorliegende Untersuchung nicht unwesentlich. Wenn sich eine Leserin mit den Marginalien und Markierungen, die sie hinterlässt, bewusst exponiert, taugen diese für Rückschlüsse auf den Leseprozess im Sinne einer unmittelbaren Texterfahrung recht wenig. Jackson zeigt aber, dass die Praxis des Annotierens für Dritte heute kaum noch existiert. Ihr »historical argument« ist, »that there is an increasing shift from public to private annotation« (Barker 2002, 403):

What seems to have happened is that by and large readers retreated into themselves, and annotation became predominantly a private affair, a matter of selfexpression. Annotating readers went underground. Personal systems of marks become more common – ... (Jackson 2001, 73)

Wenn Leserinnen heute in ihre Bücher schreiben (oder auf ihre aus Büchern kopierten Blätter; etwas auf das weder Jackson noch Sherman eingehen), tun sie das in aller Regel für sich selbst und nur für sich selbst. Für Untersuchungen zu sozialen Aspekten des Lesens werden sie so weniger fruchtbar, zur Beantwortung von Fragen nach Lese- und Verarbeitungsprozessen aber umso nützlicher. Das Potenzial,

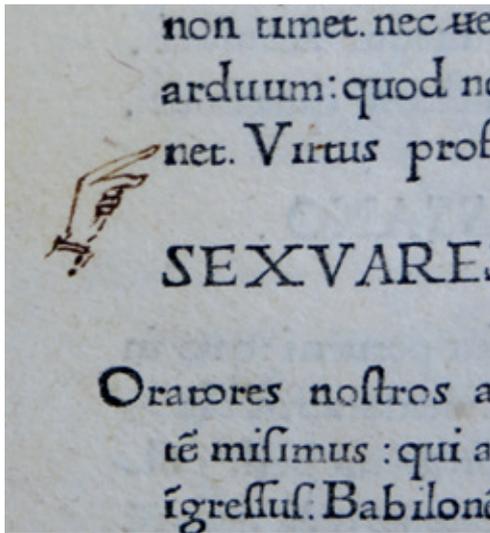


Abb. 5.1: Beispiel für eine Manicule (Quelle: → scolarcadiff.wordpress.com)

das in den Lektürespuren heutiger, moderner Leserinnen steckt, wird bisher aber nicht genutzt, weder in der Lese- und Rezeptionsforschung noch in der Textlinguistik.

Hinzu kommt der Umstand, dass die in diesem Kapitel kurz vorgestellten Untersuchungen sich fast ausschließlich mit Marginalien befassen. Markierungen im Sinne von nicht in Sprache gefassten Textbearbeitungen durch die Leserinnen werden kaum beachtet. Eine Ausnahme bildet hier die von Sherman geleistete nähere Betrachtung der in der Renaissance häufig in die Marginalspalte gezeichneten Händen (Sherman spricht von *Manicule*; siehe Abb. 5.1). Gerade für die Theoriebildung zur Buchtypografie wäre eine Auswertung dieser Art von Lesespuren und damit verbunden eine Untersuchung der Prozesse, die zu ihnen führen, höchst gewinnbringend. Sie sind aber bis heute ein

Desiderat. Im Gegensatz zu den primären Gestaltungsprozessen, die teilweise bis ins letzte Detail durch Normen vorgezeichnet sind und weitgehend anhand der dahinter stehenden Ideale erklärt werden können, sind für Markierungsprozesse nur sehr wenige Vorgaben zu finden.

5.2 Normen des Markierens

Es finden sich weder Handbücher noch Regelwerke, die sich explizit mit der Herstellung einer sekundären Textgestalt befassen. Als Formen der Lesetechnik werden das Anbringen von Marginalien und das Markieren von Texten vor allem in Ratgebern für Schülerinnen (vgl. z. B. Geier-Wehner et al. 2010; Leisen 2009; Zimmer

2009)³⁷ und Studentinnen (vgl. z. B. Rückriem et al. 1992; Kruse 2010) erwähnt,³⁸ dort aber meistens sehr kurz abgehandelt. Auch im Internet finden sich Ratgeber, die auf Markieren und Annotieren eingehen (z. B. → <http://gonline.univie.ac.at>; → www.studygs.net). Der Fokus liegt meist auf dem Anbringen von Marginalien, wofür eine systematische Anwendung vorgeschlagen wird. Die Hinweise zum Markieren von Textstellen beschränken sich oft darauf, zu eher defensivem Umgang mit dieser Technik aufzurufen. Es herrscht Konsens darüber, dass das extensive Markieren kontraproduktiv ist:

- »Achten Sie dabei darauf, dass die Markierungen sparsam erfolgen und nicht der gesamte Text ›bunt eingefärbt‹ wird. Außerdem sollten lediglich auffällige Begriffe bzw. Teilsätze, die sich auf das Thema des Textes beziehen, hervorgehoben werden.« (Geier-Wehner et al. 2010, 32)
- »Wichtig ist dabei, Markierungen sparsam anzubringen, um den Effekt des Unterstreichens nicht wieder aufzuheben (zu viele Unterstreichungen machen den Text schwer überschaubar).« (Rückriem et al. 1992, 139)
- »Unterstreiche mit Bleistift sparsam zentrale Begriffe oder Satzteile, die dir besonders wichtig erscheinen.« (Leisen 2009, 54)
- »Allerdings bringen Markierungen und Randnotizen nur etwas, wenn Sie [sic!] sparsam eingesetzt werden.« (→ www.wissen.de)
- »Diese Technik verführt leicht zur ›Anstreichsucht‹, wobei die Frage, welche Aussage wichtig und zentral ist, in den Hintergrund gerät.« (→ <http://gonline.univie.ac.at>)

³⁷ Der Band *Sachtexte lesen im Fachunterricht der Sekundarstufe*, in dem die Texte von Josef Leisen und Thorsten Zimmer abgedruckt sind (Leisen 2009; Zimmer 2009) richtet sich eigentlich an Lehrerinnen, enthält aber Übungsaufgaben, die wiederum direkt den Schülerinnen Vorgaben machen. Auch wo der Text sich an die Lehrerinnen richtet, bezieht er sich auf das Lesen und Markieren der Schülerinnen.

³⁸ Die Beschreibung dieser Technik in Ratgebern hat eine lange Tradition. Schon das 1612 erschienene *Ludus Literarius; or, The Grammar Schoole* von John Brinsley, eines der einflussreichsten Lese- und Schreibhandbücher für Studierende seiner Zeit, geht auf die Methoden des Markierens und der Anbringung von Marginalien ein (vgl. Sherman 2008, 3).

Abgesehen von diesem Aufruf zur Zurückhaltung (und dem Hinweis, es dürfe nur in eigenen Büchern oder auf Kopien markiert werden) wird wenig über die konkrete Technik gesagt. Verschiedentlich wird dazu geraten, Markierungs- und Leseprozess zeitlich zu trennen. So rät der *Studienführer Lernen und Studieren*: »Lesen Sie einen Paragraphen und unterstreichen Sie hinterher das, was Ihnen wichtig erscheint oder aufgefallen ist« (→ www.studygs.net). Auch das Portal Wissen.de schlägt ein Nacheinander der beiden Vorgänge vor: »Probieren Sie, ob es Ihnen leichter fällt, erst nach dem Lesen eines Abschnittes die Markierungen und Notizen anzubringen, weil Sie dann erst genau einschätzen können, was wirklich wichtig ist« (→ www.wissen.de). Allerdings finden sich die Hinweise zum Textmarkieren immer in jenen Abschnitten der Ratgeber, die sich mit den Vorgängen *während* des Lesens befassen. Die Autorinnen gehen also davon aus, dass im Normalfall zeitgleich mit der Lektüre Text markiert wird.

Was die Arbeit mit verschiedenen Farben oder unterschiedlichen grafischen Mitteln, also ganz konkrete Techniken, angeht, überlassen die Ratgeber die Umsetzung den Leserinnen. Das gleiche gilt für die Frage, was denn markiert werden soll: »Mit Anstreichen hebt man das Wichtige hervor«, schreibt Otto Kruse, Leiter des Zentrums für Professionelles Schreiben an der ZHAW, und fährt dann fort: »Man kann unterschiedliche Farben und Markierungen nutzen, etwa für Schlüsselbegriffe, für Hinweise auf das Vorgehen des Autors, für Kernaussagen oder Kernergebnisse« (Kruse 2010, 36). Auch Claudius Sittig lässt in seinem Ratgeber *Arbeitstechniken Germanistik* den Leserinnen viel Freiheiten: »Unterstreichen Sie wichtige Passagen, markieren Sie Fragestellungen und Thesen mit einem eigenen Zeichen [...]« (Sittig 2011, 44). Dass konkrete Normen nicht vorhanden sind, schreiben Georg Rückriem et al. ganz explizit: »Welche Zeichen man für welche Anmerkungen benutzt, welche Farben man wählt, dafür gibt es keine Regeln« (Rückriem et al. 1992, 139). Sie raten aber zu systematischem Vorgehen: »Wichtig ist nur, daß man überhaupt eines [ein System, AG] hat und daß die einmal vorgenommene Ordnung (mindestens in einem Buch) durchgängig eingehalten wird« (Rückriem et al. 1992, 139). Die Autoren schlagen dann sogar noch ein Muster vor:

Im Text unterstreichen:	rot	= Wichtiges (Kernaussagen)
	blau	= Praxisbeispiele
besonders wichtige Begriffe, Satzabschnitte, Definitionen	grün	= Neues (Hypothese)
	...	
	...	

(Rückriem et al. 1992, 139)

Die Systematik, die hier vorgeschlagen wird, ist anspruchsvoll. Sie verlangt von der Leserin, dass sie während der Lektüre nicht nur erkennt, was für sie ›wichtig‹ ist, sondern dass sie gleichzeitig das Wichtige auch in Kategorien einteilt. Dies fordert auch Josef Leisen im Grundlagenteil zur Lektüre von Sachtexten: »Um Ordnung und Übersicht zu erhalten, markiert der Leser Begriffe oder Textteile verschiedener Kategorien farblich differenzierend« (Leisen 2009, 20). Die Website *Studienführer Lernen und Studieren* schlägt in dieselbe Kerbe, wenn sie unterschiedliche Markierungen für verschiedenen inhaltlichen Dimensionen empfiehlt:

- Umkreisen Sie spezielle Begriffe und Überleitungen
 - Nummerieren Sie die wichtigen Aussagen am Rand
 - Unterstreichen Sie Informationen so, als würden Sie diese als Kurznutzen zum Auswendiglernen benutzen wollen
 - Unterstreichen Sie Definitionen von Begriffen
 - Markieren Sie Beispiele, die zur Erklärung der Hauptaussagen benutzt werden
- (→ www.studygs.net)

Die Vorgaben bleiben vage und undeutlich (weil Adjektive wie »speziell« oder »wichtig« viel Interpretationsspielraum lassen) und bilden die Normsituation damit recht gut ab. Allgemein werden nämlich nur sehr wenige klare Regeln formu-

liert und die Normierung bleibt weit hinter den Vorgaben zur Generierung der primären Textgestalt geisteswissenschaftlicher Aufsätze zurück. Die Gestaltung der markierten Texte wird weitgehend der Leserin und ihrer individuellen Art zu lesen überlassen. Entsprechend stellt sich als erstes die Frage, ob beim Markieren von Texten überhaupt einheitliche gestalterische Mittel existieren. Derart uneindeutig formulierte Normen deuten eher darauf hin, dass in der Realität mit sehr unterschiedlichen Formen des Markierens zu rechnen ist und dass es schwierig werden dürfte, kategorisierbare überindividuelle Gestaltungsmittel festzumachen. Normative Quellen werfen immer ein mehrfach gebrochenes Licht auf die eigentliche Praxis, bilden diese zwar zum Teil ab, weisen aber ebenso deutlich darauf hin, dass in der Realität oft gegen sie verstossen wird. Insofern wäre zu erwarten, dass sich in konkreten sekundären Textgestalten viele unsystematische Markierungen finden. Im folgenden Kapitel werde ich dieser Frage ausgehend von konkreten Exemplaren bearbeiteter geisteswissenschaftlicher Aufsätze nachgehen.

5.3 Formen des Markierens

Die Analyse markierter Texte, die ich im Folgenden leisten möchte, ist eine exemplarische. Es werden aus ihr keine statistisch erhärteten, abschliessenden Erkenntnisse zur Technik des Textmarkierens oder zum Zusammenspiel von primärer und sekundärer Textgestalt (geschweige denn zum Zusammenhang von primärem und sekundärem Text) hervorgehen. Dazu wäre ein grosses Korpus aus einer Vielzahl, nach verbindlichen Kriterien ausgewählter Texte nötig, zu denen darüber hinaus auch noch Metadaten erhoben und verarbeitet werden müssten. Die folgenden Ausführungen sollen lediglich ein erstes Licht auf einzelne Punkte des Textmarkierens und seine Abhängigkeit von der primären Textgestalt werfen. Sie sollen zudem aufzeigen, wie ausführlichere Studien angegangen werden könnten und mit was für Phänomenen sie sich befassen müssten. Das ›Mikrokorpus‹ von markierten Texten, auf das ich mich in dieser exemplarischen Studie stütze, besteht aus vier bearbei-

ten Aufsätzen.³⁹ Sie alle wurden von Dozierenden einer Hochschule (Universität Zürich und Universität Neuchatel) bearbeitet. Bei den Leserinnen, die gleichzeitig auch die Gestalterinnen der sekundären Textgestalt sind, handelt es sich also um Leseprofis – sie haben ihre Studienzeit bereits hinter sich und sind Mitglieder einer Forschungsgemeinschaft. Keiner der Texte wurde direkt in einem Buch bearbeitet; alle wurden kopiert oder eingescannt und ausgedruckt. Global lassen sich die Texte wie folgt beschreiben:

- Bei Text A (Abb. 5.2) handelt es sich um einen Aufsatz des Linguisten Peter Gallmann, der 1996 unter dem Titel *Die Steuerung der Flexion in der DP* erschienen ist. Die primäre Textgestalt ist im Internet zugänglich und umfasst ausgedruckt 14 A4-Seiten (auf denen jeweils 2 Seiten des Ursprungslayouts abgedruckt sind). Die Seiten werden in der linken oberen Ecke durch einen Heftklammer zusammengehalten. Der Text ist grafisch stark vorstrukturiert, enthält Listenlayouts, sowie eine vergleichsweise hohe Anzahl Fussnoten und ist durch Zwischentitel ersten, zweiten und dritten Grades untergliedert. Die sekundäre Textgestalt zeichnet sich dadurch aus, dass die erste Seite mit drei Post-it-Zetteln überklebt ist und sich darauf eine grosse Zahl handschriftlicher Notizen und Markierungen findet, die mit mindestens fünf verschiedenen Stiften angebracht wurden (blauer Kugelschreiber, Bleistift, roter Filzstift, grüner und oranger Leuchtstift).
- Beispieltext B (Abb. 5.3) ist eine bearbeitete Version des im Jahr 2000 erschienenen Textes *Was ist »hyper« am Hypertext?* von Angelika Storrer. In der vorliegenden, kopierten (bzw. ausgedruckten) Form umfasst er 15 A4-Seiten. Genau wie bei Text A finden sich auf einer Seite zwei Seiten des Originallayouts. Die sekundäre Textgestalt ist etwas nüchterner gehalten und lediglich mit zwei Farben bearbeitet (oranger und blauer Farbstift).

³⁹ Später wird ein fünftes Textbeispiel hinzukommen, dessen Bearbeitung sich aber dadurch von den anderen unterscheidet, dass sie nicht physisch mit Tinte bzw. Toner auf Papier, sondern digital am iPad vorgenommen wurde. Vorerst soll das Phänomen der sekundären Textgestalt nur an den im herkömmlichen Sinn markierten Texten nachgezeichnet werden.

283

Seite + 282

Version: 25. April 1995
 Korrekturen: 16. Oktober 1995, 18. Juni 1996

Königsberg
 Justus Liebig
 • DP-Phän
 DP markiert, zu k. Nomen, aus
 der Spec-Head-Str. zu k.
 Subj; es ist Adj. zu k. Subj.

L1 Kasus für Noun: Kasus- oder Genit, k. SP, wenn
 nur vorhanden zu der Noun- oder Substantiv-Phänomen!
 (aus Kasus)

Die Steuerung der Flexion in der DP¹

Publikation:
 Gallmann, Peter (1996): «Die Steuerung der Flexion in der DP». In: Linguistische Be-
 richte 164/1996. Seiten 283–314.

Abstract

In German nominal inflection, morphologically and syntactically controlled variation must be distinguished. Three phenomena of nominal inflection prove to be syntactically controlled: (1) Proper names, which usually do not take an article, change their inflectional paradigm, whenever they combine with an attribute. (2) Nouns can only be marked with a case suffix, if they agree with an adjectivally inflected word. (3) A phrase may only take genitive case, if it has at least a head specifically marked adjectivally inflected word. Phenomena (2) and (3) are determined or indifferent with respect to case. In the second abstract case, but no morphological case. Agreement is based on the factor that is responsible for the distribution of «strong» determining agreement. In other languages, this factor can be connected with Definiteness. In German, however, the distribution depends on the existence of two subclasses of Spec-Head determined by the morphological fact that adjectival inflection, which the morphosyntactic features cannot be accessed indi-

Noun -
 St. Subj. - Obj. -
 k. Subj. mit morph. Merkmal!

Zur Kasusmarkierung in DP
 • Kasus = NW / Adj. (Pohlmann)
 • N: Kasus (Spec-Head)
 • Adj / Subj = NW, das N -> Adj.
 [F]

▽ DP mit Adj:
 -> A in Spec DP -> Johann-Tast, k.
 -> A in Spec Adj NP -> das: Preis, zu

In der Nominalflexion des Deutschen ist zwischen morphologisch gesteuerter Variation zu unterscheiden. Als syntaktisch gesteuert (1) Üblicherweise artikellose Eigennamen wechseln das Kasus. (2) Nomen können nur dann Kasusuffixe tragen, wenn sie kongruieren. (3) Eine Phrase kann nur dann im Genitiv stehen, wenn sie einen Kasuspezifischen Kern – und das heißt nach (2): eine Erscheinung (2) und (3) lassen sich damit erklären, daß die Kongruenz wird am ein- ist dann anzunehmen, daß adjektivische Wortformen – at Kongruenz ist außer dem Kasus auch ein Faktor bet. «schwacher» Adjektivflexion verantwortlich ist und morphosyntaktische Kategorie identifiziert werden kann. Deutschen ist dagegen eher ein Zusammenhang mit zwei! Der Umfang des Spec-Head-Agreements wird mit dem morphologischen Faktum bestimmt, daß adjektivische Flexionsformen Portmanteaumorpheme aufweisen, deren morphosyntaktische Merkmale nicht einzeln zugänglich sind.

L1 DP mit NW -> morph. Merkmal.

¹ Dieser Aufsatz verdankt den Diskussionen mit Thomas Lindauer, Elisabeth Löbel und Susanne Trissler wertvolle Impulse. Ihnen sei daher an dieser Stelle herzlich gedankt.

Abb. 5.2: »Titelseite« von Text A

ANGELIKA STORRER

Was ist „hyper“ am Hypertext?

2000

Abstract:

Bislang bezeichnet der Ausdruck „Hypertext“ eher verschiedene Visionen von künftigen Schreib- und Lesetechnologien als ein klares Konzept. In diesem Aufsatz wird der Versuch unternommen, die mit Hypertext verbundenen innovativen Ideen aus textwissenschaftlicher Perspektive zu beschreiben und zu bewerten und damit zur Präzisierung des Hypertext-Konzepts beizutragen. In Abschnitt 2 werden zunächst die verschiedenen Bestimmungen des Verhältnisses von Text und Hypertext, die in der Literatur zu finden sind, erläutert und systematisiert. Auf dieser Basis werden in Abschnitt 3 begriffliche Differenzierung eingeführt, die es ermöglichen, Hypertexte als textuelle Gebilde mit ganz spezifischen Eigenschaften an einen pragmatisch und funktional fundierten Textbegriff anzubinden und damit textlinguistische Erkenntnisse und Kategorien für die interdisziplinär zu entwickelnde Hypertext-Rhetorik nutzbar zu machen. Abschnitt 4 setzt sich mit der sog. „Nicht-Linearität“ von Hypertexten auseinander. Ausgehend von Überlegungen zum Stellenwert der Sequenzierung von Teiltextrn für die Erreichung kommunikativer Handlungsziele, führe ich eine terminologische Unterscheidung zwischen medialer und konzeptueller Linearität ein, die dem Merkmal „nicht-linear“ größere begriffliche Schärfe verleiht und es ermöglicht, Vorteile und Einsatzmöglichkeiten des Mediums „Hypertext“ im Vergleich zum Medium „Buch“ präzise zu fassen.

1. Einleitung

Die Computertechnik hat im Laufe des 20. Jahrhunderts zu mancherlei Visionen inspiriert. Eine davon ist zur Jahrtausendwende zumindest in Ansätzen realisiert worden: die Vision vom weltumspannenden Dokumenten-Netzwerk, für die Ted Nelson 1965 den Terminus „Hypertext“ geprägt hat. Das World Wide Web, der hypertextuelle Dienst des Internet, hat das Hypertext-Konzept in den 90er-Jahren über einen eher kleinen Kreis von Informatikern, Informationswissenschaftlern und Medienpädagogen hinaus ins Gespräch gebracht. Bis dahin waren es vornehmlich kleine Einzelprojekte, die mit der neuen Publikations- und Kommunikationsform experimentierten. Das rasche Wachstum des Internet führt nun dazu, dass sich auch Forscherinnen und Forscher für das Hypertext-Konzept interessieren, die den Computer zunächst als Konkurrenz zum Buch wahrgenom-

men und ihn als Bedrohung der vertrauten Arbeits- und Publikationsformen abgelehnt hatten.

Auch die Textlinguistik beginnt, Hypertexte als neue und spannende Untersuchungsobjekte zu entdecken; allerdings ist die Annäherung oft noch zaghaft und von Sorge um den Gegenstandsbereich geprägt. Nicht ohne Grund: Die für Hypertext typische Verflechtung von Schrift, Bild, Ton und Video, die Redeweise vom nicht-linearen Lesen und Schreiben, der Wegfall physisch greifbarer Textgrenzen in einem stets sich verändernden „Dokumensum“, der schnelle Rollentausch zwischen Produzenten und Rezipienten (die in diesem Medium Nutzer bzw. User heißen), rütteln an vertrauten Vorstellungen vom Text und führen schnell zu der Frage, ob derartige Gebilde überhaupt noch in den Zuständigkeitsbereich der Textlinguistik fallen, bzw. ob diese im Hinblick auf Hypertext einen neuen, erweiterten Textbegriff benötigt.¹ Dass sich diese Frage nicht ohne weiteres mit „ja“ oder „nein“ beantworten lässt, liegt auf der Hand. Schließlich gibt es durchaus unterschiedliche Vorstellung davon, was ein sprachliches Gebilde zum Text macht, das Angebot an Textdefinitionen reicht von sehr eng gefassten strukturalistischen, über funktional-pragmatische bis hin zu sehr weit gefassten semiotischen Textdefinitionen. Wer sich in der Literatur zu Hypertext umschaut, merkt schnell, dass auch der Ausdruck „Hypertext“ eher eine Anzahl verschiedenartiger Visionen über neue Schreib- und Lesetechniken bezeichnet, als ein klar definiertes Konzept. Es gibt verschiedene Vorstellungen davon, was Hypertexte von „herkömmlichen“ Texten unterscheidet, d. h. es existieren mehrere Deutungen des „hyper“, die meist am vorwissenschaftlichen, am Buch orientierten Textbegriff, erläutert werden.

Ich vertrete in diesem Aufsatz die Ansicht, dass kein neuer Textbegriff benötigt wird, dass begriffliche Differenzierungen ausreichen, um Hypertexte als textuelle Gebilde mit ganz spezifischen Eigenschaften an einen pragmatisch und funktional fundierten Textbegriff anzubinden. Dadurch wird es möglich, die Kategorien, die in der Diskussion um Textualität, um die Struktur und die gesellschaftliche Funktion von Texten entwickelt wurden, sowie die Erkenntnisse der empirischen Textproduktions- und rezeptionsforschung zu nutzen, um einer Mythologisierung von „hyper“-Eigenschaften vorzubeugen, die den Blick auf Möglichkeiten und Grenzen der neuen Lese- und Schreibtechnologie verstellt. Dieser Aufsatz soll genau hierzu einen Beitrag leisten; er wird folgenden Weg nehmen:² In Ab-

neuer
Textbegriff?



nein

¹ Diese Frage stellen sich u. a. Antos/Tietz (1997, S. IX), sie wurde auch (allerdings in erweiterter, nicht nur auf Hypertext bezogener Form) von Ulla Fix und Kirsten Adamzik als Preisfrage ausgeschrieben, deren Antworten 2000 in einem Sammelband publiziert werden.

² Für Diskussionen und Anregungen im Vor- und Nachfeld des zugehörigen Vortrags bedanke ich mich bei Reinhard Fiehler, Jochen Koubec und Eva Lia Wyss.

Die Gesellschaft differenziert sich primär in Teilsysteme, die Kommunikationen unter stärker beschränkenden Bedingungen produzieren. Es handelt sich nicht um Interaktionen oder Organisationen, sondern um spezifische Gesichtspunkte, die die Gesamtgesellschaft aus einer besonderen Perspektive reproduzieren und mit der Veränderung der Gesellschaftsstruktur variieren (Funktionssysteme, Schichten, Stämme etc.). Diese Systeme brauchen nicht die Kommunikation von dem zu unterscheiden, was keine Kommunikation ist: dafür reicht ihre Lokalisierung innerhalb der Gesellschaft. Auf der Grundlage der ersten von der Gesellschaft vollzogenen Komplexitätsreduktion können sie spezifischere Kommunikationsformen konstituieren.

Die Gesellschaftstheorie ist eine spezifische Theorie innerhalb der Soziologie (bezogen auf einen besonderen Fall der Theorie sozialer Systeme). Sie liefert eine Selbstbeschreibung [*siehe Reflexion*] der Gesellschaft in der Perspektive der Wissenschaft; es handelt sich um eine interne Perspektive, die die Gesellschaft selbst thematisiert. Da sie das Ergebnis des Operierens eines autopoietischen Teilsystems ist, spiegelt die Gesellschaftstheorie keine objektive Realität wider, sondern stellt eine Perspektive unter anderen Beobachtungen von Gesellschaft bereit. Dank ihrer Wissenschaftlichkeit unterscheidet sich die soziologische Beobachtung von anderen Beobachtungen, denn sie kann den Beobachter einschließen: Die Soziologie weiß, daß ihre Beschreibung der Gesellschaft ein inneres Ergebnis der Gesellschaft selbst ist. Gerade deshalb kann die Soziologie auf die strukturellen Bedingungen dieser Beschreibung reflektieren.

Die soziologische Selbstbeschreibung thematisiert die Sinndimensionen [*siehe Sinndimension*], in denen die Operationen der Gesellschaft Form gewinnen. Sie realisiert sich als Theorie der Kommunikation und der Medien, die die Kommunikation wahrscheinlich machen (Sozialdimension), als Evolutionstheorie (Zeitdimension) und als Theorie der Differenzierung (Sachdimension). Diese spezifischen Theorien bilden zusammen die Gesellschaftstheorie.

[C. B.]

Die Gesellschaft der Gesellschaft, 1997, S. 16 f., 78 ff.; Soziale Systeme, 1984; Soziologische Aufklärung I, 1970, S. 137 ff.; The Self-Description of Society, 1984

Gesellschaftsdifferenzierung

Unter der primären Differenzierung der Gesellschaft versteht man die Bildung von Teilsystemen und System/Umwelt-Beziehungen [siehe Ausdifferenzierung]. Die Form der primären Differenzierung bildet die Struktur [siehe Struktur] der Gesellschaft.

Die Form der Differenzierung bestimmt die Art und Weise, wie im umfassenden System die Beziehungen zwischen den Teilsystemen realisiert werden: Sie betrifft die Differenz zwischen Systemen, die füreinander zur jeweiligen Umwelt gehören. Die Differenzierungsform bildet die Struktur der Gesellschaft, weil sie eine Ordnung in den Beziehungen zwischen den Teilsystemen bestimmt, die die Kommunikationsmöglichkeiten vorselegt. Dadurch bestimmt sie die Grenzen, die die Komplexität [siehe Komplexität] der Gesellschaft erreichen kann. Wenn die Komplexität diese Grenzen übersteigt, reproduziert sich die Gesellschaft nur dann weiter, wenn sich die Form ihrer Differenzierung ändert. Die Form der primären Differenzierung variiert also evolutiv unter dem Druck der Komplexitätszunahme und bestimmt jeweils neue Niveaus der erreichbaren Komplexität.

Die Differenzierungsformen unterscheiden sich je nachdem, wie die Grenzen zwischen den Teilsystemen und ihren Umwelten innerhalb der Gesellschaft gezogen werden. Sie ergeben sich aus der Kombination zweier Differenzen: (a) der Differenz System/Umwelt; (b) der Differenz Gleichheit/Ungleichheit in bezug auf die Verhältnisse der Teilsysteme zueinander. Im Lauf der Evolution der Gesellschaft haben vier Differenzierungsformen als Strukturen gedient: Differenzierung in gleiche Teilsysteme (Segmentation); Differenzierung Zentrum/Peripherie; hierarchische Differenzierung in Schichten; funktionale Differenzierung.

Die segmentäre Differenzierung ist die Form, die in archaischen Gesellschaften nach einer ersten Phase der Differenzierung nach Geschlecht und Alter erschienen ist. Die Teilsysteme der segmentären Gesellschaft sind gleich hinsichtlich des Differenzierungsprinzips: dieses Prinzip ist die Abstammung (die Teilsysteme sind Stämme oder Clans oder Familien) oder die Residenz (die Teilsysteme sind Häuser oder Dörfer). Die Segmentierung kann sich außerdem innerhalb der primär ausdifferenzierten Teilsysteme wiederholen (Familien in Stämmen, Häuser in Dörfern).

allgemein
Tine

STRATIFIKATION.
DIFF

funktionale Diff.

THINKING ABOUT LANGUAGE

- 5 To be sure, there are a few minor differences from other nouns, in English for instance in the use of the articles.
- 6 "Year" and certain combinations of "year" with name of season, rarely season names alone, can occur with a locative morpheme "at," but this is exceptional. It appears like historical detritus of an earlier different patterning, or the effect of English analogy, or both.
- 7 The expective and reportive assertions contrast according to the "paramount relation." The expective expresses anticipation existing EARLIER than objective fact, and coinciding with objective fact LATER than the status quo of the speaker, this status quo, including all the subsummation of the past therein, being expressed by the reportive. Our notion "future" seems to represent at once the earlier (anticipation) and the later (afterwards, what will be), as Hopi shows. This paradox may hint of how elusive the mystery of real time is, and how artificially it is expressed by a linear relation of past-present-future.
- 8 One such trace is that the tensor "long in duration," while quite different from the adjective "long" of space, seems to contain the same root as the adjective "large" of space. Another is that "somewhere" of space used with certain tensors means "at some indefinite time." Possibly however this is not the case and it is only the tensor that gives the time element, so that "somewhere" still refers to space and that under these conditions indefinite space means simply general applicability, regardless of either time or space. Another trace is that in the temporal (cycle word) "afternoon" the element meaning "after" is derived from the verb "to separate." There are other such traces, but they are few and exceptional, and obviously not like our own spatial metaphorizing.
- 9 The Hopi verbs of preparing naturally do not correspond neatly to our "prepare"; so that *na'twani* could also be rendered "the practiced-upon, the tried-for," and otherwise
- 10 See, e.g., Ernest Beaglehole, *Notes on Hopi Economic Life* (Yale University Publications in Anthropology, no. 15, 1937), especially the reference to the announcement of a rabbit hunt, and on p. 30, description of the activities in connection with the cleaning of Toreva Spring – announcing, various preparing activities, and finally, preparing the continuity of the good results already obtained and the continued flow of the spring.
- 11 This notion of storing up power, which seems implied by much Hopi behavior, has an analog in physics: acceleration. It might be said that the linguistic background of Hopi thought equips it to recognize naturally that force manifests not as motion or velocity, but as cumulation or acceleration. Our linguistic background tends to hinder in us this same recognition, for having legitimately conceived force to be that which produces change, we then think of change by our linguistic metaphorical analog, motion, instead of by a pure motionless changingness concept, i.e. accumulation or acceleration. Hence it comes to our naïve feeling as a shock to find from physical experiments that it is not possible to define force by motion, that motion and speed, as also "being at rest," are wholly relative, and that force can be measured only by acceleration.
- 12 Here belong "Newtonian" and "Euclidean" space, etc.

Reference

- Sapir, E. (1949). The Status of Linguistics as a Science. In D. G. Mandelbaum (ed.), *Selected Writings of Edward Sapir in Language, Culture and Personality* (pp. 160–6). Berkeley and Los Angeles: University of California Press.

Aus: Anthropological
 Linguistics Vol. 2,
 20 Ed. by B. Schieffelin
 & Paul B.
 Gourevit

LANGUAGE

Raymond Williams

Source: *Marxism and Literature*, Oxford: Oxford University Press, 1977, pp. 21-44.

A definition of language is always, implicitly or explicitly, a definition of human beings in the world. The received major categories—'world', 'reality', 'nature,' 'human'—may be counterposed or related to the category 'language', but it is now a commonplace to observe that all categories, including the category 'language', are themselves constructions in language, and can thus only with an effort, and within a particular system of thought, be separated from language for relational inquiry. Such efforts and such systems, nevertheless, constitute a major part of the history of thought. Many of the problems which have emerged from this history are relevant to Marxism, and in certain areas Marxism itself has contributed to them, by extension from its basic reevaluation, in historical materialism, of the received major categories. Yet it is significant that, by comparison, Marxism has contributed very little to thinking about language itself. The result has been either that limited and undeveloped versions of language as a 'reflection' of 'reality' have been taken for granted, or that propositions about language, developed within or in the forms of other and often antagonistic systems of thought, have been synthesized with Marxist propositions about other kinds of activity, in ways which are not only ultimately untenable but, in our own time, radically limiting to the strength of the social propositions. The effects on cultural theory, and in particular on thinking about literature, have been especially marked.

The key moments which should be of interest to Marxism, in the development of thinking about language, are, first, the emphasis on language as activity and, second, the emphasis on the history of language. Neither of these positions, on its own, is enough to restate the whole problem. It is the conjunction and consequent reevaluation of each position that remains necessary. But in different ways, and with significant practical results, each position transformed those habitual conceptions of language which depended on and supported relatively static ways of thinking about human beings in the world.

The major emphasis on language as activity began in the eighteenth century, in close relation to the idea of men having made their own society, which we have seen as a central element in the new concept of 'culture'. In the previously

Folie
 !
 !
 X

- Bei Beispiel C (Abb. 5.4) handelt es sich ursprünglich um zwei Texte. Auf den 10 kopierten A4-Seiten finden sich neben der Innentitel-Seite und dem Inhaltsverzeichnis des Bandes *GLU – Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme* je ein Glossareintrag von Claudio Baraldi (zu *Gesellschaftsdifferenzierung*) und einer von Elena Esposito (zu *System/Umwelt*). Im Buch, also in der ursprünglichen Gestalt der Texte, sind die beiden Einträge durch rund 120 Seiten getrennt (der erste findet sich auf den Seiten 65–71, der zweite auf den Seiten 195–199), hier folgen sie fast unmittelbar aufeinander.⁴⁰ Im Gegensatz zu den Beispieltex-ten A und B finden sich auf den Kopien auch fragmentarische Kotexte: Vor dem ›eigentlichen‹ Text steht der Schluss des Eintrags *Gesellschaft*, zwischen den Ein-trägen finden sich die letzten 1 1/2 Seiten des Eintrags *Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien* und am Schluss sind die ersten Zeilen des Eintrags *Ver-breitungsmedien* zu lesen. Genau wie bei Text D (und E, siehe unten) finden sich in diesen Textteilen aber keine Markierungen oder Marginalien und es ist davon auszugehen, dass ihnen von der Leserin keine Beachtung geschenkt wurde. Auch bei der Bearbeitung findet sich eine Besonderheit: Der Text wurde bereits vor dem Kopieren zum ersten Mal markiert, so dass sich neben den Hervorhe-bungen mit Bleistift und gelbem Leuchtstift auch kopierte Bearbeitungen finden. Es wird damit eine Chronologie der sekundären Textgestaltung sichtbar, die sich bei den anderen Beispielen nur vermuten lässt.⁴¹

⁴⁰ Es zeigt sich, dass bereits das Kopieren eines oder mehrerer Texte(s) eine Bearbeitung ist, eine Neukompo-sition, die weitreichende Konsequenzen haben kann (indem z. B. zwei Texte in einen neuen Kontext und in Relation zueinander gestellt werden). Was in dieser Arbeit als ›primäre Textgestalt‹ bezeichnet wird, ist genau genommen auch schon etwas Sekundäres. Mit Blick auf die Markierungen handelt es sich dennoch um die unbearbeitete Version, weshalb ich die Bezeichnung ›primäre Textgestalt‹ für berechtigt halte.

⁴¹ Die Tatsache, dass einige Markierungen vor dem Kopieren angebracht wurden, hat weitere Konsequenzen, die eine umfassende Analyse des Textes nicht ausklammern dürfte. Möglicherweise ist der Text der Leserin, die die ersten Markierungen angebracht hat, in einem anderen Kontext und mit anderem Kotext entgegen getreten, als bei den Bearbeitungen auf der jetzt physisch vorliegenden Fassung. Um den daraus folgenden Rückwirkungen auf die Markierungstätigkeit in der Analyse Rechnung tragen zu können, müssten Meta-daten mit einbezogen werden. Der Rahmen der hier geplanten exemplarischen Analyse würde dadurch gesprengt. Zudem wären der Einbezug dieser komplexen Wechselwirkungen für die Korrelation mit der primären Textgestalt wohl wenig gewinnbringend.

- Text D (Abb. 5.5) ist eine markierte Version des Aufsatzes *Language* von Raymond Williams. Ursprünglich 1977 erschienen, handelt es sich bei der 10 A4-Seiten umfassenden, bearbeiteten Version um eine Kopie aus dem zweiten Band von *Anthropological linguistics* von 2011. Wie bei Text C finden sich auch in Textbeispiel D Kotexte (oder *Paratexte* sensu Genette 1992): Vor Williams Text stehen noch Anmerkungen zu Benjamin Lee Whorfs *The relation of habitual thought and behavior to language*, auf der letzten Seite kann man die ersten Sätze des Textes *Simultaneity and Bivalency as Strategies in Bilingualism* von Kathryn A. Woolard lesen. In der sekundären Textgestalt wurden diese Fragmenten aber nicht bearbeitet. Die sekundäre Textgestalt kommt komplett ohne Farbe aus, sie wurde lediglich mittels Bleistift und schwarzem Filzstift erstellt.

Wie aufgrund der wenigen, z.T. widersprüchlichen Normen zu erwarten, unterscheiden sich die Beispieltex te in ihrer sekundären Gestalt also sehr stark – zumindest aus globaler Perspektive. Betrachtet man hingegen die konkreten Techniken, mit denen die Texte bearbeitet wurden, lassen sich viele Gemeinsamkeiten entdecken. Es gibt unterschiedliche Formen der Hervorhebung durch Leserinnen, die sich in ihrem Aussehen zwar etwas unterscheiden, die aber denselben Prinzipien folgen. Es lassen sich also systematisch einzelne Mittel sekundärer Textgestaltung festmachen. Die Leserinnen arbeiten dabei vorwiegend mit dem freien Raum, also den unbedruckte Stellen – konkret: mit dem Platz zwischen den Zeilen und mit den Texträndern, insbesondere den sich an der Aussenkante des Blattes befindenden Marginalspalten. Diese beiden Räume werden aber nicht oder nicht nur getrennt voneinander genutzt, sondern auch in Kombination: Unterschiedliche Hervorhebungen beziehen sich aufeinander und überlagern sich.

5.3.1 Interlineare Hervorhebungen

Der Platz zwischen den Zeilen wird von den Leserinnen unter anderem für das Anbringen des Prototyps der sekundären Gestaltung genutzt, für das Unterstreichen durch eine gerade Linie. Auf diese Weise bearbeitete Textstellen finden sich in allen Beispielen, wobei in einem Fall teilweise mittels Lineal oder einem anderen Hilfsge-

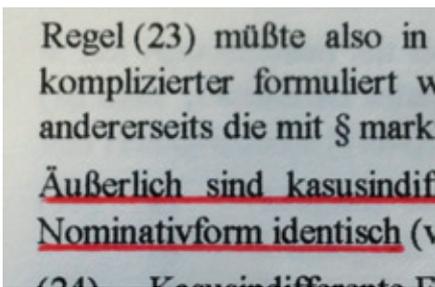


Abb. 5.6: Unterstreichung mit Hilfsmittel

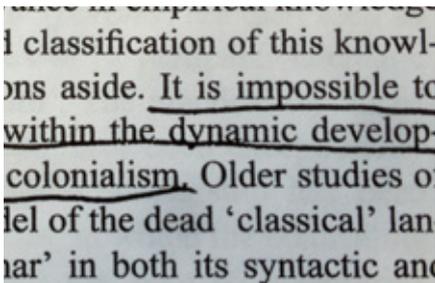


Abb. 5.7: Freihändige, »unmittelbare« Unterstreichung

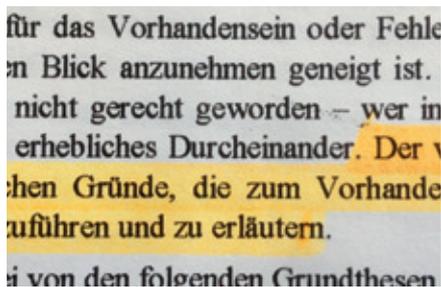


Abb. 5.8: Markierung mittels Leuchtstift

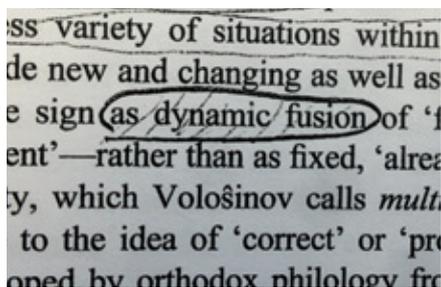


Abb. 5.9: Umkreisung wurde zusätzlich noch schraffiert

genstand dafür gesorgt wurde, dass es sich bei der Unterstreichung wirklich jeweils um Geraden handelt (vgl. Abb. 5.6). In allen anderen Beispielen, sind die Unterstreichungen freihändig gezeichnet, so dass die Linien zwar der Zeile folgen, in der Regel knapp unterhalb der Grundlinie, aber keine exakte Gerade bilden, sondern schwanken und die Zeichen des Ursprungstextes zum Teil auch überlappen. Mehr als die geometrisch gezeichneten Unterstreichungslinien in Textbeispiel A weisen die Hervorhebungen in den anderen Texten auf Unmittelbarkeit hin. Unregelmässigkeiten genauso wie Regelmässigkeiten können zudem als Hinweise auf die Lektüresituation gedeutet werden (mit Hilfsmittel exakt gezeichnete Unterstreichungen setzen eine Arbeitsunterlage, z. B. einen Schreibtisch, voraus, freihändig angebrachte könnten auch unterwegs, z. B. auf einer Zugfahrt, entstanden sein).

Dieselben Unterschiede lassen sich bei den Markierungen, die mittels Leuchtstift, also mit fluoreszierender Tinte, angebracht wurden, erkennen. Bei dieser Technik, die im allgemeinen Sprachgebrauch als »Anstreichen« bezeichnet wird und die seit der Erfindung der zugehörigen Stifte Anfang der 1970er-Jahre grosse Verbreitung findet,⁴² wird der ursprüngliche Text nicht durch Unterstreichung, sondern durch das »Übermalen« hervorgehoben. In zwei der vier Beispiele wurden mit diesem Verfahren Textstellen bearbeitet (Texte A und C), wobei

⁴² Der Textmarker bzw. Leuchtstift soll 1971 von Gustav Adam Schwanhäußer erfunden worden sein, nachdem er beobachtet hatte, »wie Studenten wichtige Passagen in ihren Büchern mit Buntstiften unterstrichen« (→ www.arte.tv). Im Internet finden sich zwar keine Angaben, die dieser (auch auf der Website der Firma Schwan-Stabilo so dargestellten) Geschichte widersprechen, es gibt aber auch keine unabhängigen Bestätigungen ebendieser.

in Text A teilweise sehr geradlinige Markierungen zu sehen sind, die auf den Gebrauch eines Hilfsmittels hindeuten.

Sowohl die Technik des An- als auch jene des Unterstreichens werden für unterschiedliche Textmengen verwendet; zum Teil sind nur einzelne Wörter auf diese Weise markiert, zum Teil Satzteile, ganze Sätze oder sogar ganze Abschnitte. In keinem der Beispiele wird diese klassische Form des Markierens systematisch für nur eine bestimmte Textmenge (z.B. bei Hervorhebungen die mehr als ein Wort umfassen) verwendet.

Neben dem »einfachen« Unter- und Anstreichen finden sich auch Variationen davon: Es gibt Textstellen, die doppelt unterstrichen (Text A) oder mittels Wellenlinien hervorgehoben wurden (Text D).

Als weitere Form der interlinearen Hervorhebung finden sich in allen Texten Beispiele, in denen einzelne Wörter oder Wortfolgen eingekreist oder in ein Rechteck gefasst wurden. In Text D werden einzelne dieser Formen auch noch schraffiert (vgl. Abb. 5.9). In Text A lässt sich eine Variante beobachten, die das Einfassen eines über drei Zeilen gehenden Textteiles in ein Rechteck nur andeutet, indem der nur die Ecke links oben und jene rechts unten gezeichnet werden (vgl. Abb. 5.10).

5.3.2 Hervorhebungen in der Marginalspalte

Neben der Betrachtung interlinearer Markierungen lohnt sich auch die Betrachtung der Marginalspalten. Diese werden zwar vor allem für das Hinzufügen von Anmerkungen, Erklärungen und Fragen genutzt, also für Bearbeitungen, die Schriftzeichen, verstanden als »kleinste segmentale Einheit eines Schriftsystems« (Dürscheid 2012, 296), hinzufügen und hier nicht weiter untersucht werden können. Es findet sich in ihnen aber auch eine grosse Zahl von Hervorhebungen, die ohne eigentlichen Text auskommen. Dazu gehört das Pendant zur interlinearen Unterstreichung, das Anbringen einer senkrechten Linie am Aussenrand der Zeilen, wie in den Ab-

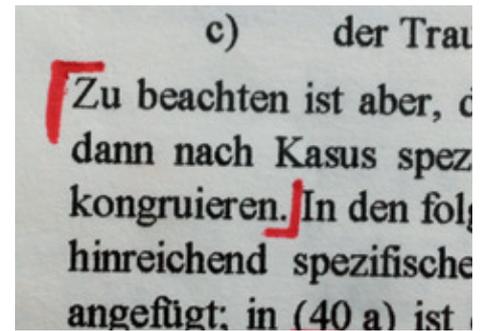


Abb. 5.10: Rechteckige Markierung wird nur angedeutet

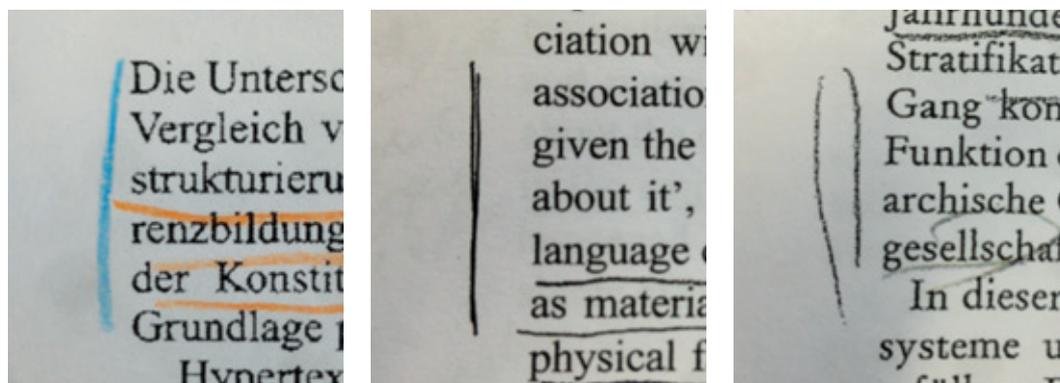


Abb. 5.11 bis 5.13: Senkrecht »Unterstreichen« in der Marginalspalte

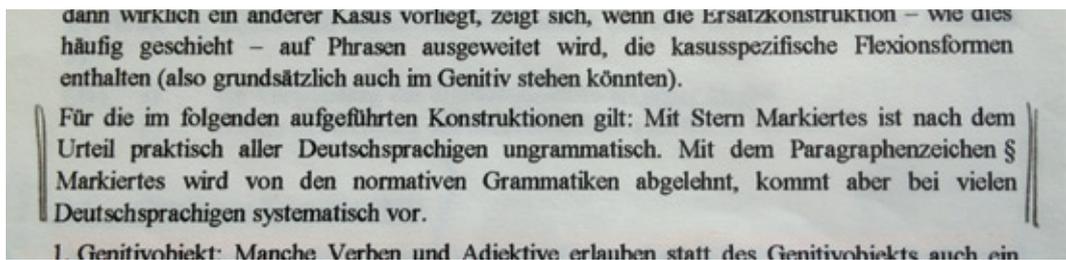


Abb. 5.14: Rahmendes senkrecht markieren mit doppelter Strichführung

bildungen 5.11, 5.12 (Texte B und D) und, mit doppelter Strichführung, 5.13 (Text C) ersichtlich. Diese Art der Hervorhebung findet sich auch in rahmender, an beiden Rändern des Satzspiegels angebrachter Variante (vgl. Abb. 5.14). Teilweise wird die

Hervorhebung verstärkt, indem die Strichstärke an einzelnen so markierten Stellen erhöht wird (vgl. Abb. 5.15).

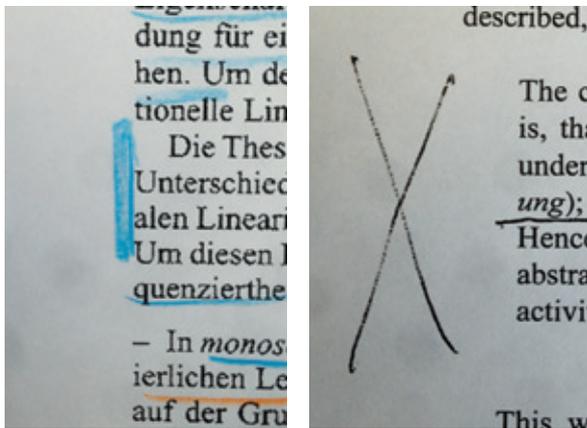


Abb. 5.15 und 5.16: Senkrecht markieren mit dickerer Strichstärke und durch Anbringung eines Kreuzes

Eine dem senkrechten Strich funktional ähnlich Form der Hervorhebung scheint die Anbringung grosser, d. h. über mehrere Zeilen laufender, Kreuze zu sein. In Text D wurden mehrere Textstellen auf diese Weise markiert (vgl. Abb. 5.16). Im selben Text trifft man auch auf kleinere Kreuze, die sich offensichtlich nur auf eine Zeile beziehen oder sogar auf noch kleinere Texteinheiten. Sie korrespondieren z. T. mit interlinearen Markierungen – ich komme darauf noch zurück.

Neben Kreuzen finden sich in den Marginalspalten weitere Markierungszeichen. Sehr häufig verwenden die Leserinnen verschiedene Arten von Pfeilen. Diese werden einerseits analog zu den kleineren Kreuzen verwendet, um einzelne Zeilen hervorzuheben, indem sie waagrecht gezeichnet auf ebendiese hindeuten (vgl. Abb. 5.17 bis 5.20). Pfeile werden aber auch verwendet, um Textstellen innerhalb des Ursprungstextes als in irgendeiner Form

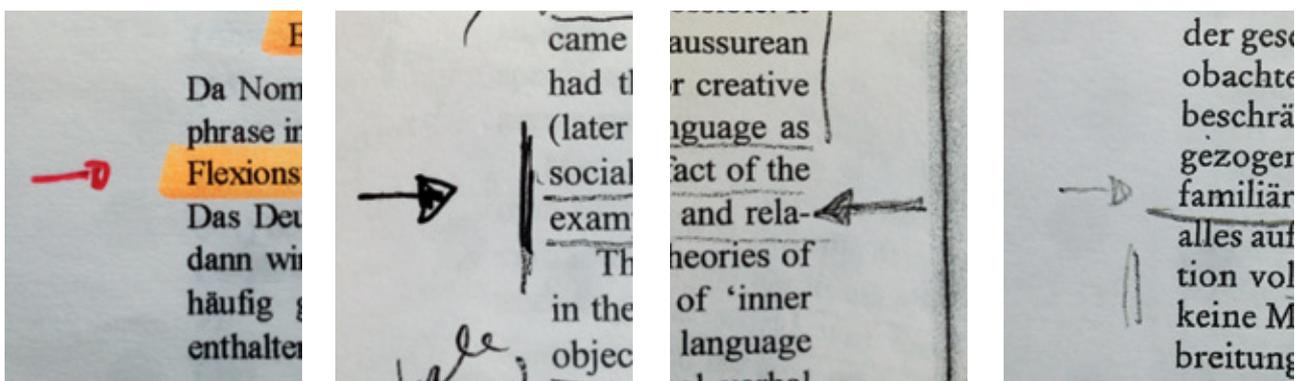


Abb. 5.17 bis 5.20: Waagrechte Pfeile zum Hinweis auf einzelne Zeilen oder Wortgruppen

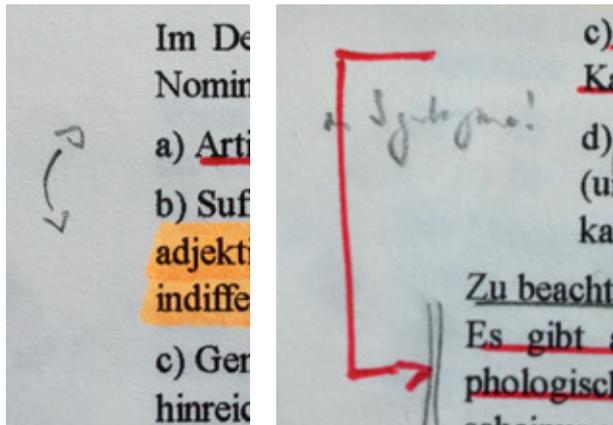


Abb. 5.21 und 5.22: Pfeile zur Darstellung von Relationen

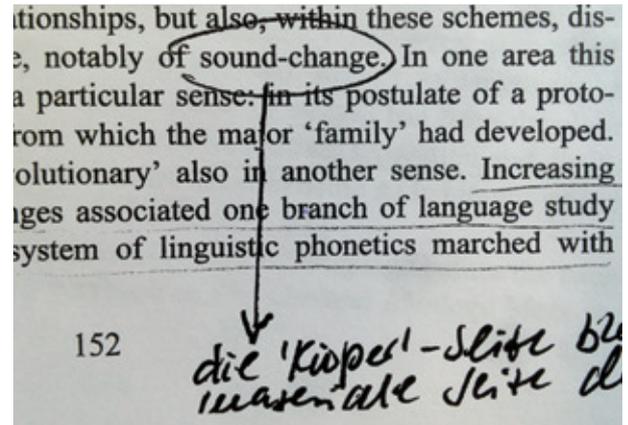


Abb. 5.23: Pfeil zur Verbindung von Primär- und Sekundärtext

aufeinander bezogen zu markieren (vgl. Abb. 5.21 und 5.22) und um Textbereiche oder Begriffe im gedruckten Text mit den eigenen Anmerkungen zu verbinden (vgl. Abb. 5.23).

In allen untersuchten Texten wurden zur Markierung auch Ausrufezeichen in der Marginalspalte angebracht. Als allein stehendes Zeichen wird es in diesem Fall nicht zur Betonung von selbst angebrachten sekundären Sätzen verwendet, sondern aus der Satzstruktur gelöst und auf Wörter, Sätze oder sogar längere Passagen des Ursprungstextes bezogen (Abb. 5.24 und 5.25). In sehr ähnlicher Weise findet auch das Fragezeichen Anwendung, allerdings in den untersuchten Beispieltexen weit weniger häufig. Die beiden Zeichen werden mehrfach in Kombination verwendet (Abb. 5.26 und 5.27). In Text A wird das Ausrufezeichen fast immer durch Einkreisen oder das Einfassen in ein auf der Spitze stehendes Dreieck (ähnlich einem

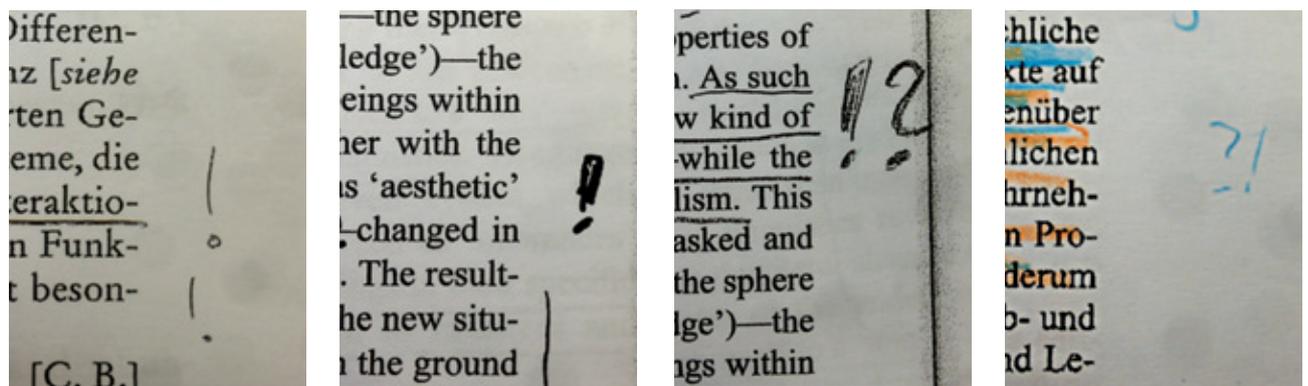


Abb. 5.24 bis 5.27: Ausrufezeichen in der Marginalspalte; oft in Kombination mit Fragezeichen

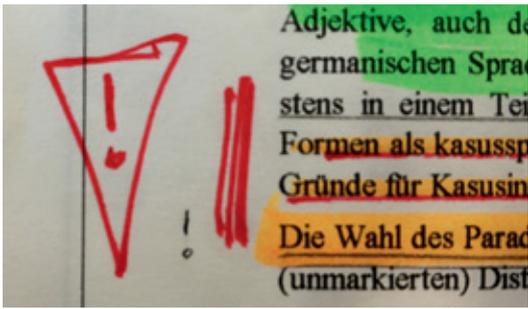


Abb. 5.28: Zusätzlich hervorgehobenes Ausrufezeichen

Verkehrsschild) zusätzlich betont (Abb. 5.28). Solche Kombinationen verschiedener Zeichen und Hervorhebungsarten finden sich häufig.

Neben der Verwendung von Satzzeichen findet sich eine weitere Art der Hervorhebung, die ebenfalls auf das bestehende Zeicheninventar zurückgreift, sich aber direkt auf den Ursprungstext beziehungsweise dessen Struktur bezieht: das Hinzufügen von Ziffern. Während alle anderen bisher beschriebenen Auszeichnungsarten

für sich alleine stehen können, ist das Anbringen von Ziffern in der Marginalspalte immer verbunden mit interlinearen Markierungen; zumindest gilt das für die entsprechenden Stellen in den untersuchten Texten C und D (Abb. 5.29 und 5.30).

5.3.3 Kombinationen und Überlagerungen

Kombinationen von verschiedenen Mitteln der Hervorhebung sind ohnehin die Regel. Sehr häufig werden die Elemente in der Marginalspalte (Kreuze, Frage- und Ausrufezeichen, Pfeile, senkrechte Striche) mit interlinearen Hervorhebungen kombiniert (Einkreisungen, Unterstreichungen und Überstreichungen etc.). Diese Art der Kombination wird höchstwahrscheinlich im Rahmen ein und derselben Lektüre vollzogen. Die Räume, die zur Hervorhebung zur Verfügung stehen, werden also parallel genutzt und aufeinander bezogen. Die oben genannten Nummerierungen

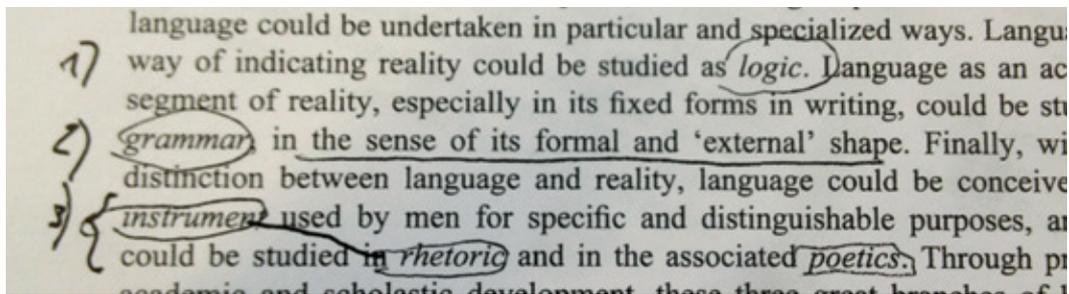
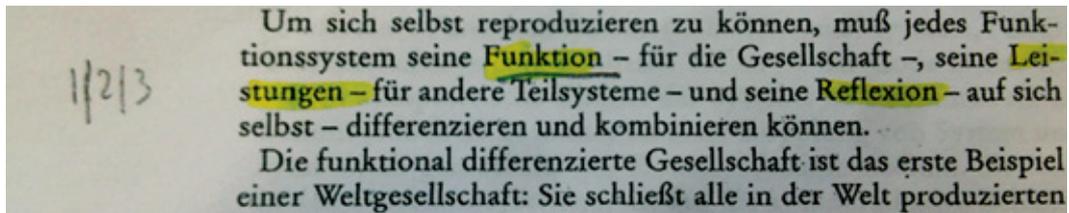


Abb. 5.29 und 5.30: Ziffern in der Marginalspalte korrespondieren mit interlinearen Markierungen

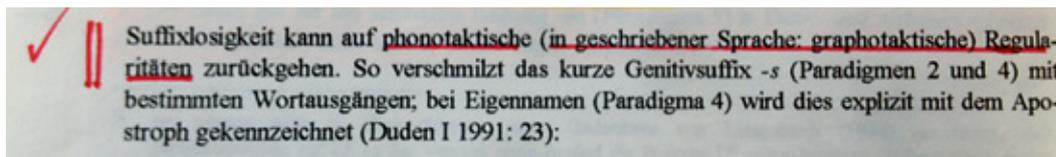


Abb. 5.31: Synchron angebrachte interlineare und marginale Markierungen

sind der Prototyp dieser synchronen Nutzung der zur Verfügung stehenden Räume. Sehr oft werden lineare und marginale Elemente dann mit demselben Schreibwerkzeug angebracht (vgl. Abb. 5.31).

Daneben finden sich aber auch mehrere sich überlagernde Markierungen innerhalb desselben Raumes, die mit unterschiedlichen Schreibwerkzeugen angebracht wurden. Sie sind ein Hinweis darauf, dass ein Text mehrfach gelesen und bearbeitet wurde. Die Spuren der Lektüre überlagern sich dann, einzelne Begriffe oder Textstellen sind zwei oder drei Mal hervorgehoben (vgl. Abb. 5.32 und 5.33). Wenn auch nicht zwingend, ist der Rückschluss auf mehrere, nacheinander stattfindende Lektüren in solchen Fällen doch sehr plausibel, namentlich bei sehr stark bearbeiteten Texten wie Beispiel A (vgl. Abb. 5.34). In Text C liegt ein Sonderfall vor, bei dem mit Sicherheit gesagt werden kann, dass die sekundäre Textgestalt im Rahmen mehrerer Lektüren entstanden ist. Die Kopie des Textes wurde gemacht, nachdem dieser schon ein erstes Mal gelesen und markiert wurde. Das heisst, die ersten Hervorhebungen und Anmerkungen der Leserin (bzw. vielleicht auch einer anderen Leserin) wurden mitkopiert. Daraus lässt sich nicht nur ablesen, dass die Textgestalt mehr-

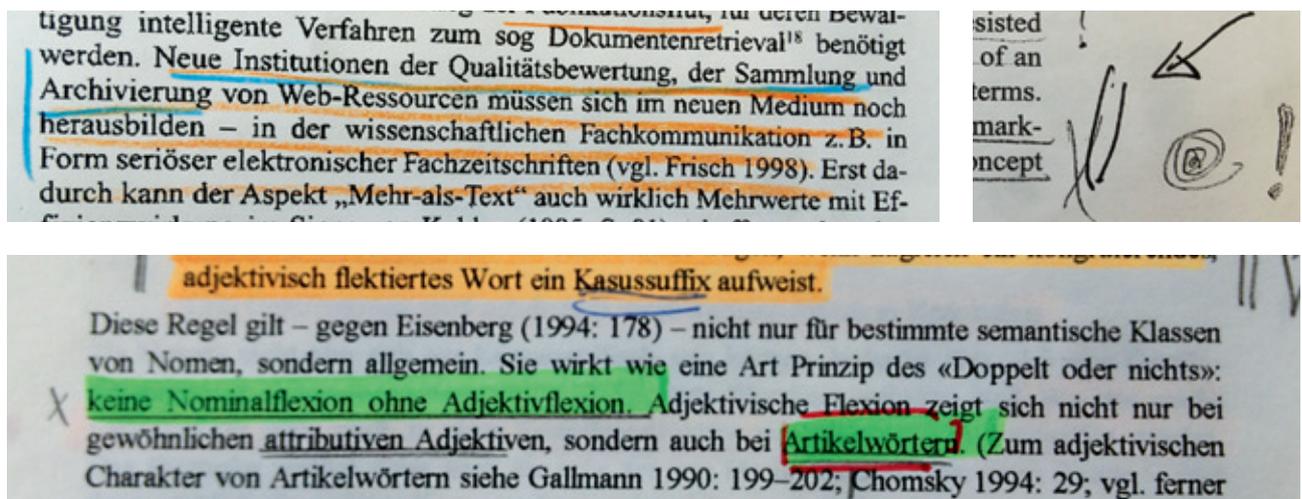


Abb. 5.32 bis 5.34: Wahrscheinlich nacheinander angebrachte, sich überlagernde interlineare und marginale Markierungen

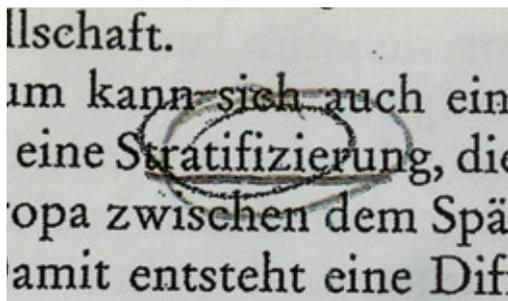


Abb. 5.35: Nacheinander angebrachte Markierungen

fach bearbeitet wurde, sondern auch in welcher Reihenfolge das getan wurde; die kopierten Markierungen wurden chronologisch vor jenen, die mit Bleistift gezeichnet wurden, gemacht (vgl. Abb. 5.35; die dunklere, weniger fließend gezeichnete Umkreisung stammt von der Kopie).

Anhand dieser Überlagerungen liesse sich untersuchen, inwiefern das Wiederlesen eines Textes durch dieselbe Leserin zu einer anderen sekundären Textgestalt führt. Durch das Erheben von Metadaten (Welche Markierungen wurden in welcher Reihenfolge angebracht? Standen unterschiedliche Motive hinter den Lektüren?) und/oder eine kontrollierte Mehrfachbearbeitung im Rahmen eines Experimentes könnten wertvolle Erkenntnisse zu realen Leseprozessen gewonnen werden. Im Fokus der vorliegenden Arbeit steht aber die Korrespondenz der primären, vermeintlich ›neutralen‹, unbearbeiteten Textgestalt mit den sekundären Gestalten. Bevor ich die Beispieltex-te auf diesen Aspekt hin untersuche, soll in einem Exkurs auf die Zukunft der Kulturtechnik des Markierens in einer digitalisierten Welt eingegangen werden.

5.4 Exkurs: Die Digitalisierung der sekundären Textgestalt

Büchern, ja überhaupt physisch greifbaren Texten, wird immer wieder ein baldiges Ende prophezeit. Und obwohl die westliche Gesellschaft noch immer weit vom ›papierlosen Büro‹ entfernt ist, gibt es tatsächlich Tendenzen, die weg von der Bearbeitung von Texten auf Papier führen. Gerade für die Wissenschaft bietet sich die Arbeit mit digitalen Texten aus vielen Gründen an. Einerseits ermöglicht der Austausch von digitalen Texten via Internet – Stichwort ›Open Access⁴³ – die Vernetzung von Erkenntnissen und fördert so den wissenschaftlichen ›Fortschritt‹.

⁴³ Unter ›Open Access‹ wird allgemein »die freie und ungehinderte Zugänglichkeit von wissenschaftlichen Publikationen im Internet verstanden« (Steinhauer 2010, 13).

Andererseits hat der Verzicht auf Papier ganz handfeste Vorteile für die einzelne Wissenschaftlerin: So müssen nicht mehr kiloweise Sekundärtexte mitgeschleppt werden, der Gang in die Bibliotheken erübrigt sich in vielen Fällen, das Ärgernis bereits ausgeliehener Bücher entfällt, Textstellen können via Volltextsuche schnell gefunden werden, Zitate werden via Copy-Paste-Verfahren fehlerfrei und rasch in den eigenen Text übertragen. Vielleicht wird es in wenigen Jahren sogar möglich sein, mit einem Klick auf eine zitierte Stelle oder einen Literaturhinweis direkt zum Originaltext zu springen.

Zweifellos geht bei der Arbeit mit digitalen Texten auch etwas verloren – beim nicht automatisierten Suchen von Textstellen bestand bzw. besteht beispielsweise immer die Möglichkeit, auf Dinge zu stossen, die man zwar nicht gesucht hat, die aber dennoch relevant, nützlich, inspirierend sind –, aber mindestens eine teilweise Verschiebung weg von physisch greifbaren hin zu rein digitalen Texten ist absehbar. Untersucht man, wie ich es in der vorliegenden Studie tue, eine Arbeitspraxis, die auf den ersten Blick unmittelbar mit physisch vorliegenden Textexemplaren zu tun hat, stellt sich also die Frage, ob diese Praxis nicht ohnehin innert kurzer Zeit aussterben und die Untersuchung derselben hinfällig wird.

Es ist allerdings unwahrscheinlich, dass eine derart erfolgreiche und weit verbreitete Arbeitstechnik ohne Zwang von heute auf morgen aufgegeben wird.⁴⁴ Entsprechend ist es wenig verwunderlich, dass bereits Programme existieren und angewendet werden, die der Technik des Markierens den Sprung in die digitale Welt ermöglichen.

⁴⁴ Dass die hier beschriebene Technik sehr grosse Verbreitung findet, lässt sich vielleicht am besten daran ablesen, wie erfolgreich sich Leuchtstifte (die ja explizit für das Markieren von Texten gedacht sind) bis heute verkaufen. Gemäss Angaben des Marktführers Schwan-Stabilo wurden seit dessen Einführung 1971 allein vom Leuchtmarkierer *Stabilo Boss* weltweit 1,8 Milliarden Stück verkauft und das Unternehmen erwirtschaftete 2010/2011 einen guten Teil seines Umsatzes von 462 Millionen Euro mit Leuchtstiften (vgl. die Pressemitteilung des Unternehmens vom Oktober 2011; → www.schwan-stabilo.de).

5.4.1 Neue Möglichkeiten der sekundären Textgestaltung

Mit ›iAnnotate PDF‹ und ›GoodReader‹ existieren mindestens zwei Programme, die die Technik des Markierens explizit für die Lektüre digitaler Texte bereitstellen. Beide Programme bzw. ›Apps‹ sind für das iPad der Firma Apple erhältlich (›iAnnotate PDF‹ kann zusätzlich auf Android-Geräten installiert werden). Bei ›GoodReader‹ handelte es sich zudem um ein enorm verbreitetes Produkt: 2010 war es in den USA das meistverkaufte, nicht von Apple hergestellte, Programm für das iPad⁴⁵ und im deutschsprachigen Raum gehörte es im März 2013 zu den zehn meistgekauften Apps.⁴⁶ ›iAnnotate PDF‹ wirbt damit, dass man »Markierungen und Unterstreichungen mit nur einer Fingerbewegung vornehmen« (→ <http://itunes.apple>.



Abb. 5.36 und 5.37: Screen-Shots der Programme ›iAnnotate PDF‹ und ›GoodReader‹

45 Vgl. → <http://www.goodware.com/goodreader.html> [12. März 2013].

46 Gemäss Angaben vom 12. März 2013 im iTunes-Store, dem einzigen Vertriebskanal für iPad-Programme.

com/de/) könne, und die Herstellerfirma von ›GoodReader‹ preist die vielfältigen Möglichkeiten zur ›Annotation‹:

The types of annotations that can be created and edited in GoodReader include typewriter text boxes, popup comments (›sticky notes«), text highlights, freehand drawings, lines, arrows, rectangles, ovals, cloudy shapes, text underlines, strikeouts, text insertion marks.

Es ist sicher kein Zufall, dass die Möglichkeiten der Hervorhebung, die hier beschrieben werden, sich mit jenen, die im vorhergehenden Kapitel an realen Textbeispielen beobachtet wurden, zu einem guten Teil decken. Mit ›GoodReader‹ ist es möglich, Textstellen mittels An- bzw. Unterstreichung hervorzuheben, es können Pfeile angebracht und Wörter eingekreist oder eingerahmt werden. Auch die Screen-Shots, die den Produktbeschreibungen beider Programme beigelegt sind, erinnern schon auf den ersten Blick an die Markierungen, die in den Texten A bis D beobachtet wurden (vgl. Abb. 5.36 und 5.37). Es stellt sich aber die Frage, ob die Möglichkeiten dieser Programme in der konkreten Anwendung wirklich ausgeschöpft werden und ob die auf diese Weise entstandene sekundäre Gestalt tatsächlich jenen entspricht, die aus Bearbeitungen physisch vorliegender Texte hervorgehen. Diese Fragen lassen sich nur beantworten, indem auch hier ein reales Beispiel betrachtet wird.

5.4.2 Beispiel digitaler, sekundärer Textgestaltung

Ein Beispiel für einen konkreten, in einer realen Lektüresituation bearbeiteten Text, liegt in Text E vor (Abb. 5.38). Seine sekundäre Textgestalt stammt von einem Dozenten an der Universität Neuchâtel, der vor gut zwei Jahren alle Texte, die er für seine Forschungs- und Lehrtätigkeit benutzt, digitalisiert hat. Inzwischen hat er gemäss eigenen Angaben gut 900 elektronisch annotierte Texte, die er mit dem Programm ›GoodReader‹ auf dem iPad liest, verwaltet und bearbeitet.

16 Hartmut Stöckl

nistischen Meilenstein-Publikationen¹ *Pressesprache* (1983/1995) von Heinz-Helmut Lüger, *Sprache der Massenmedien* (1984/1990/2005; die neueste Auflage trägt den Titel *Mediensprache*) von Harald Burger und *Pressekommunikation* (1986) von Hans-Jürgen Bucher etabliert wurde. Von Ulrich Schmitz (2004) schließlich stammt die derzeit wohl breiteste und detailreichste Darstellung der großen Themenfelder einer sich entwickelnden Medienlinguistik, die wichtige Begrifflichkeiten fixiert und das Spektrum der Medientypen sowie der relevanten Fragestellungen umreißt. Hier greift der Titel *Sprache in modernen Medien* explizit die hier vertretene Begriffsdeutung von *Medienlinguistik* auf. Dass dabei mit *Linguistik* vor allem *parole-* bzw. *Performanz-orientierte Felder* – wie *Textlinguistik/Diskursanalyse*, *Stilistik* und *Soziolinguistik* – gemeint sind, ist bekannt. Auch dass man den Wandel des Sprachsystems an massenmedialen Texten studieren und dokumentieren kann, leuchtet ein. Weniger klar ist uns wohl, was mit dem inflationär und undifferenziert gebrauchten Begriff *Medium* alles gemeint sein kann. An seinen modischen Konnotationen und seinem mehrdeutigen denotativen Gehalt liegt es vermutlich, dass einige dem Unternehmen ‚Medienlinguistik‘ skeptisch gegenüberstehen.² Ein Blick auf verschiedene gängige Deutungen des Begriffs *Medium* hilft jedoch auch dem Befürworter einer ‚Medienlinguistik‘ nachhaltiger zu verstehen, wie breit und tiefgründig die Disziplin eigentlich angelegt ist.

Insbesondere die Semiotik hat zu einem pluralen Verständnis des Medialen beigetragen.³ So unterscheidet Posner (1985: 258) sechs verschiedene Medienbegriffe:

1. *Biologisch*: Medium als körperliche Voraussetzung zur sinnlichen Wahrnehmung
2. *Physikalisch*: Medium als materielle Voraussetzung zur Kommunikation
3. *Technologisch*: Medium als technische Mittel/Geräte zur Kommunikation
4. *Soziologisch*: Medium als soziale Institution zur Herstellung von Texten/Botschaften
5. *Kulturbezogen*: Medium als konventionalisierte Genres/Textsorten mit Funktion
6. *Kodebezogen*: Medium als Zeichensystem und die Regeln seiner Verwendung

1 Für die anglo-amerikanische Forschung seien hier einige jüngere genannt: Dijk 1985, Lombardo et al. 1999, Aitchison/Lewis 2003, Conboy 2007, Durant/Lambrou 2009.

2 Die Skepsis gegenüber der Etablierung einer Medienlinguistik rührt wohl vor allem von der Einsicht her, dass ihr Gegenstandsbereich denkbar weit greift und somit eine einheitliche Terminologie und Methodik schwierig sein dürften. Hinzu kommt eine trans- und interdisziplinäre Ausrichtung ihrer Arbeitsweise vor allem mit Blick auf die verschiedenen medialen Praxisbereiche und ihre Beforschung in der Kommunikations- und Medienwissenschaft.

3 Für eine umfassende Klärung des Begriffs *Medium* aus verschiedenen Perspektiven siehe Staiger 2007, zu einer sprach- und kommunikationsphilosophischen Klärung des Verständnisses von *Medialem* in einer modernen Linguistik siehe Schneider 2008.

Medienlinguistik: Status und Methodik 17

Sicherlich ist es zunächst der technologische Medienbegriff, der sich aufgrund des Transportmodells von Kommunikation in der Linguistik etabliert hat und auch für die Medienlinguistik maßgeblich war. Technische Hilfsmittel und Übertragungsinstrumente tragen zur Sinnkonstitution selbst nicht bei – Die Medialität eines Textes bestimmt aber zu einem gewissen Teil seinen Produktions- wie Rezeptionskontext und die kommunikative Situation, in die er gestellt wird. Somit wirkt sich Mediales indirekt auf den Sprachgebrauch aus und Medien ermöglichen jeweils bestimmte Kommunikationsformen. Auch die physikalische Sicht auf das Medium als Material ist der Linguistik vertraut, etwa in der zentralen Unterscheidung zwischen Schreiben (graphisches Werkzeug auf/in Oberfläche) und Sprechen (Schall auf Luft), die für die Stilisierung massenmedialer Texte wichtig ist. Mit Zeitung/Zeitschrift, Radio, Fernsehen und Neuen Medien wendet sich die Medienlinguistik vor allem den öffentlichen, anonymen und asymmetrischen Kommunikationsformen zu. Für sie ist freilich auch der soziologische Medienbegriff Posners relevant, weil die Praktiken der die Kommunikate produzierenden Institutionen (Redaktionen, Verlage etc.) wie auch die angenommenen sozialen Stile der anvisierten Zielgruppen der Textgestaltung ihren Stempel aufdrücken. Lässt man den biologischen Medienbegriff (Wahrnehmungsmedien) einmal beiseite, weil er Kommunikation auf seine psychosemiotische Komponente zurückführt und somit nur indirekt – etwa für das Design von Mediengeräten oder Textlayout – relevant ist, so bleiben der kulturbezogene und der kodebezogene Medienbegriff. Beide sind meines Erachtens für eine moderne Medienlinguistik unverzichtbar; sie werfen aber kontroverse Fragen bezüglich der Trennung zwischen Zeichen/Text und Medium auf. Ein kulturbezogener Medienbegriff sensibilisiert uns für die Erkenntnis, dass mediale Praktiken in erster Linie zu mehr oder weniger stark konventionalisierten Darstellungsformen oder Textsorten mit jeweils typischen Stilmerkmalen führen. Diese werden wiederum von den jeweils geltenden Kulturen der Sprache und des Vertextungsstils, des Mediums und der Rezeption bestimmt. In einem kulturbezogenen Medienbegriff finden wir also den Ursprung für eine kontrastive Medienlinguistik, wie sie der Tradition der Salzburger und der beiden Vorläufertagungen in Helsinki und Landau und den daraus hervorgegangenen Bänden⁴ zugrunde liegt. Den Begriff Medium schließlich kodebezogen als Zeichensysteme (d.h. Sprache als Rede und Schrift, Bild, Musik, Geräusch) zu verstehen, mit denen Texte bzw. Kommunikate konstruiert werden, hat den Vorteil, unseren Horizont über den sprachlichen Text hinaus zu erweitern. Moderne Medien ermöglichen in zunehmendem Maße und auf immer einfachere Weise die Verknüpfung verschiedener Zeichenmodalitäten zu semiotisch komplexen Gesamttexten. Eine Medienlinguistik muss sich daher mit den Mustern und Techniken des Zusammenspiels diverser Kodes auseinandersetzen.

4 Siehe dazu Lenk/Chesterman 2005 und Lüger/Lenk 2008.

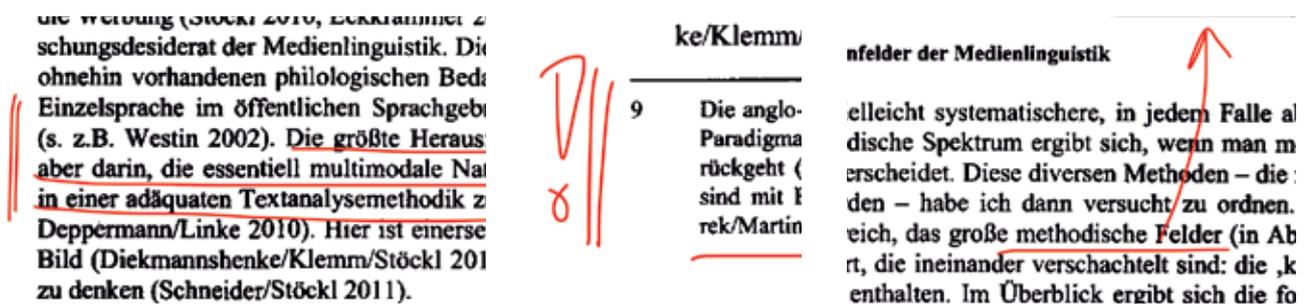


Abb. 5.39 bis 5.41: Digitale Bearbeitungen ähneln den analogen

Beim ausgewählten Text E handelt es sich um eine bearbeitete Version des Aufsatzes *Medienlinguistik. Zu Status und Methodik eines (noch) emergenten Forschungsfeldes* von Hartmut Stöckl. Er umfasst 12 eingescannte Seiten und wurde auf dem iPad gelesen und bearbeitet. Als erstes fällt dabei auf, dass der Leser nicht von den vielfältigen Markierungsmöglichkeiten, die das Programm bietet (Verwendung unterschiedlicher Strichstärken und Farben; An- und Unterstreichen etc.), Gebrauch gemacht hat, sondern sich auf eine rote, schmale Stiftspitze beschränkte. Ebenfalls auffällig ist die Tatsache, dass keinerlei neuer Text hinzugefügt wurde, dass sich also keine Marginalien wie Kommentare, Fragen oder Glossen im bearbeiteten Text finden.

Davon abgesehen gleichen die Bearbeitungen aber in vielerlei Hinsicht jenen, die in den physisch vorhandenen und markierten Texten beobachtet wurden. Interlineare Unterstreichungen sind ebenso zu erkennen wie, zum Teil damit kombinierte, senkrechte Striche im Bereich der Marginalspalten (vgl. Abb. 5.38), an mehreren Stellen wurden Ausrufezeichen angebracht (Abb. 5.39) und auch Pfeile sind vorhanden (Abb. 5.40). Alles in allem scheint sich die Technik des digitalen Markierens kaum von jener des analogen zu unterscheiden. Um hier gesicherte Aussagen machen zu können, müsste eine grössere Anzahl digital bearbeiteter Texte mit den sekundären Textgestalten physisch vorhandener Beispiele verglichen werden. Um eine sinnvolle Untersuchung durchführen zu können, müsste allerdings vorgängig eine statistisch erhärtete Systematik der verschiedenen konkreten Techniken erstellt

werden. Das kann hier nicht geleistet werden. Für die kursorische Korrelation von Gestaltungsphänomenen der primären mit der sekundären Textgestalt eignet sich Text E aber ebenso gut wie die Texte A–D; er soll deshalb im nächsten Kapitel mit einbezogen werden.

5.5 Zusammenfassung

Lesen hinterlässt heute in der Regel keine sichtbaren Spuren – abgesehen von vereinzelten Kaffeeflecken oder Eselsohren vielleicht. Früher gehörte das aktive Bearbeiten der Textoberfläche durch die Rezipientinnen aber zum typischen Leseprozess und die Spuren, die sich davon noch heute in alten Büchern finden, sind in letzter Zeit in den Fokus verschiedener wissenschaftlicher Forschungsrichtungen gerückt. Die Studien, die aus diesem neu entstandenen Interesse hervorgegangen sind, betrachten die Markierungen und Marginalien vorwiegend aus historischer Perspektive und versuchen auf ihre Basis Lesebiografien und die Wirkungsgeschichte einzelner Autorinnen zu rekonstruieren. Dabei gibt es Textsorten, bei denen sich die Praktik des Markierens bis heute gehalten hat – zum Beispiel geisteswissenschaftliche Aufsätze –, und Fragestellungen, die ein ganz anderes Potenzial der Bearbeitungen nutzen. Die Spuren, die die Leserinnen hinterlassen, sind die einzigen Zeugen dessen, was sie während der Lektüre wahrnehmen und wie sie das Gelesene interpretieren. Lesespuren besitzen also ein grosses Potenzial für Rezeptionsforschung und Textlinguistik.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass für das Anbringen von Markierungen und Marginalien kaum Normen existieren; die Leserinnen entwerfen diese Arbeitstechnik weitgehend selbst und entwickeln sie im Laufe ihrer (geisteswissenschaftlichen) Lesesozialisation weiter. Entsprechend lassen sich Lesespuren nicht – wie bei der primären Gestalt der Texte – auf Ideale und gezieltes, professionelles Handeln zurückführen, sondern müssen als relativ unmittelbarer Ausdruck des Rezeptionsprozesses ernst genommen werden.

Obwohl für die sekundäre Textgestaltung keine Handbücher und Regelwerke vorhanden sind, lässt sich in konkreten Markierungen verschiedener Leserinnen eine überindividuelle Systematik erkennen, wie ein Vergleich von vier bearbeiteten geisteswissenschaftlichen Texten gezeigt hat. Zwar sind die Markierungen je nach Leserin anders ausgestaltet (auch bezüglich der verwendeten Schreibwerkzeuge), sie folgen aber ähnlichen Prinzipien. Diese Prinzipien behalten, so scheint es, auch Gültigkeit, wenn geisteswissenschaftliche Aufsätze nicht auf Papier gelesen und bearbeitet werden, sondern digital, zum Beispiel mittels iPad. Dies legt zumindest ein kurzer Exkurs, bei dem ich den Fokus auf neue, digitale Techniken der Lektüre gelegt habe, nahe. Der digital bearbeitete Text, den ich dabei untersucht habe, schliesst in Art, Anzahl und Systematik der Markierungen nahtlos an die anderen Beispieltex-te an (weshalb er im Folgenden ebenfalls in die Betrachtungen einbezogen wird).

Im nächsten Kapitel werde ich nun die Erkenntnisse bezüglich primärer und sekundärer Textgestalt zusammenführen. Durch ein Verknüpfen der Beobachtungen zur Entstehung von gestalteter und markierter Textoberfläche hoffe ich, Aussagen über ihren systematischen Zusammenhang machen zu können.

6 Korrelation von primären und sekundären Gestaltungselementen

In der vorliegenden Arbeit gehe ich davon aus, dass es sich bei den durch Leserinnen angebrachten Markierungen, die sich gemeinsam mit den Marginalien und der ursprünglichen Textgestalt zu einer sekundären Textgestalt zusammenfügen, nicht um systematisch-technische Annotationen, sondern während oder unmittelbar nach der Lektüre angebrachte Spuren des Leseprozesses handelt. Es ist deshalb nicht zu erwarten, dass Hervorhebungen und gestalterische Strukturierungen im Primärtext, wie die Kursivsetzung einzelner Begriffe, Listenformatierungen oder die Aufteilung in Abschnitte und Absätze, in den sekundären Gestaltungen eine exakte Entsprechung finden. Folgt man aber der in der Textgestaltungslehre unumstrittenen Aussage, dass die detailtypografische Ausarbeitung der primären Textgestalt über die Leserlichkeit hinaus den Leseprozess beeinflusst, müsste eine gewisse Korrelation zwischen primären und sekundären Hervorhebungen zu beobachten sein. Bereits hervorgehobene Begriffe müssten der Leserin unmittelbar während der Lektüre wichtiger erscheinen als nicht ausgezeichnete Wörter, Listen müssten der Leserin durch ihre bloße Existenz eine entsprechend geordnete bzw. ordnende Lektüre aufzwingen, ebenso wie die Einteilung des Textes in Abschnitte. Selbst wenn solche Korrelationen zu beobachten sind, ist das natürlich noch kein Beweis dafür, dass sie der Textgestalt geschuldet sind. Sie könnten sich auch nur daraus ergeben, dass die ›wichtigen‹ inhaltlichen Punkte eben wichtig sind und deshalb sowohl in der primären als auch in der sekundären Gestaltungsarbeit Beachtung finden. Dem wäre entgegenzuhalten, dass die Markierungen, die die sekundäre Textgestalt konstituieren, eben nicht aus einer distanzierten, den ganzen Text

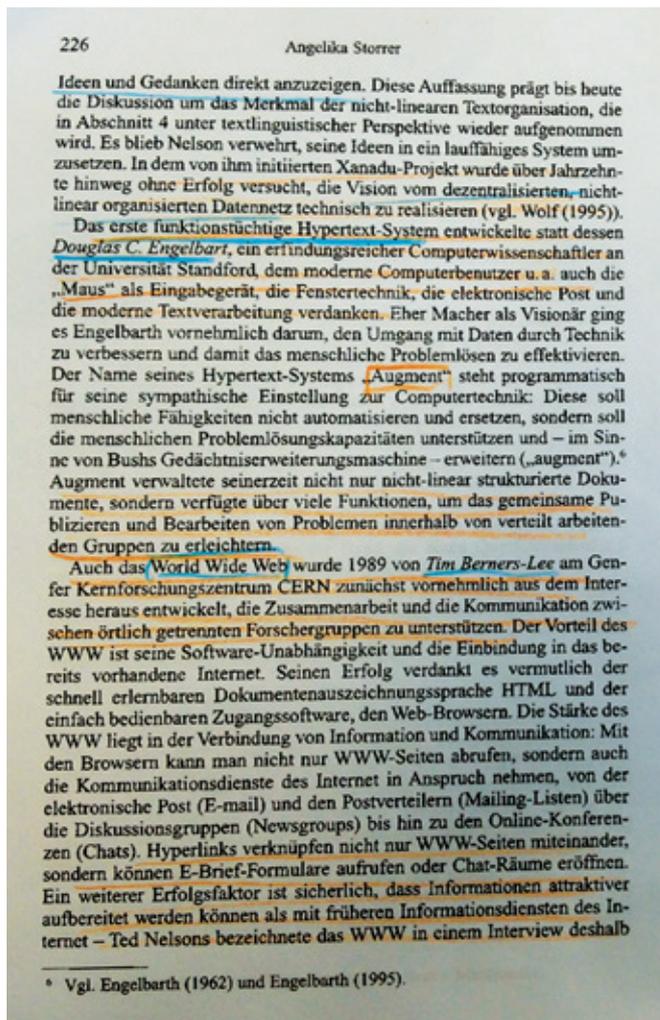


Abb. 6.1: Sichtbare Tendenz zu Markierungen an Absatzanfängen und -enden

überblickenden Position angebracht, sondern unmittelbar während der Lektüre in den Text eingearbeitet werden. Die Leserin entscheidet mitten im Abschnitt, manchmal mitten im Satz, was wichtig ist, wie der Text funktioniert, was ihr die Autorin sagen will bzw. was für ihr eigenes Projekt nützlich ist. Übereinstimmungen von primären und sekundären Hervorhebungen und Strukturierungen lassen also durchaus Rückschlüsse auf die Wirkung der primären Textgestalt zu. Im Folgenden sollen die fünf bereits vorgestellten, bearbeiteten Texte auf solche Korrelationen hin untersucht werden.

6.1 Makrotypografische Korrelationen

Drei der fünf betrachteten Texte sind in ihrer primären Textgestalt mit Hilfe von Zwischentiteln strukturiert (Text A, B und E). In zwei davon finden sich in der sekundären Textgestalt Bearbeitungen dieser Zwischentitel, allerdings unsystematisch. In Text A, dem Aufsatz *Die Steuerung der Flexion in der DP* von Peter Gallmann, der in seiner primären Gestalt sehr stark strukturiert ist,

wurden zwar durchgängig alle Zwischentitel erster Ordnung mit grünem Markierstift angestrichen, bei den Titeln zweiter Ordnung wurden aber unterschiedliche Techniken und Stifte verwendet. So ist in Kapitel 2 der Titel 2.1 mit rotem Filzstift unterstrichen, die Titel 2.2 und 2.3 wurden mit orangem und Titel 2.4 mit grünem

Markierstift übermalt, in Kapitel 3 und 4 sind die Zwischentitel mit grünem Filzstift unterstrichen, in einem Fall (3.2) wurde zusätzlich mit orangem Markierstift angestrichen. Während die Systematik in Text A immerhin so weit reicht, dass sämtliche Zwischentitel markiert sind, scheint die Hervorhebung ebendieser in Text B willkürlich: Die Titel dritter Ordnung unter 2.2 sind sämtliche blau unterstrichen, jene unter 2.3 in blaue Rechtecke gefasst. Titel zweiter Ordnung wurden nur in Kapitel 3 hervorgehoben (durch blaue Unterstreichung). In Text E blieben, wie gesagt, die Zwischentitel von der Leserin unbearbeitet.

Während sich in der sekundären Gestalt von Text B, der Bearbeitung von Angelika Storrers *Was ist »hyper« am Hypertext?*, ein Hang zur Markierung an Absatzgrenzen feststellen lässt, also eine Betonung der Absatzanfänge und -enden gegenüber den Mittelteilen (vgl. Abb. 6.1), kann das bei den anderen Beispielen nicht oder zumindest nicht deutlich beobachtet werden. Die Vermutung, dass jene Textteile, die zu Beginn oder am Ende eines von der Autorin gesetzten Abschnittes stehen, die tendenziell also einen Punkt abschliessen oder neu aufgreifen und damit in der Regel verdichten, auch von den Leserinnen als strukturgebend wahrgenommen und entsprechend hervorgehoben werden, bestätigt sich an den betrachteten Beispielen also nicht.

Deutlich zu beobachten ist hingegen die Tendenz der Leserinnen, in ihren Markierungen den Listendarstellungen der primären Textgestalten zu folgen und zwar insbesondere, wenn die makrotypografische Darstellung als Liste durch mikrotypografische Hervorhebung (beispielsweise mittels Kursivsetzung) ergänzt wird. In diesem Fall werden selbst

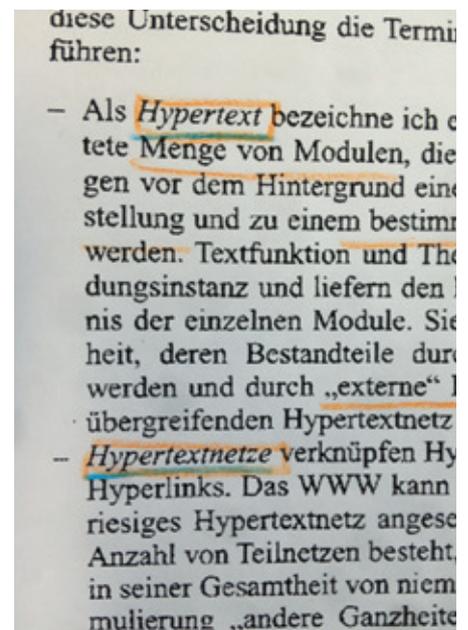
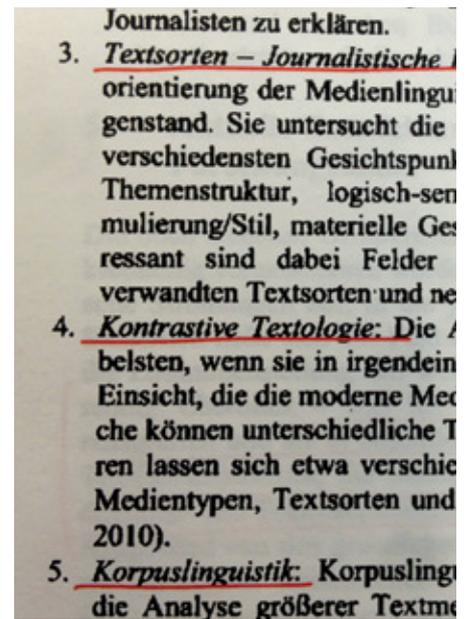


Abb. 6.2 und 6.3: Markierungen folgen Listenstruktur

ansonsten unsystematische sekundäre Bearbeitungen plötzlich mit einer gewissen Systematik angewandt (vgl. Abb. 6.2 und 6.3).

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich just in jenen Texten, in denen bei der Herstellung der primären Textgestalt auf die Darstellung mittels Listen verzichtet wurde (und nur dort!), Strukturierungen durch Ziffern und Buchstaben finden. Die klare inhaltliche Struktur, die in der primären Gestaltung keine Entsprechung findet (oder lediglich eine mikrotypografische), wird von der Leserin im Moment der Lektüre nachgezeichnet (vgl. Abb. 6.4 bis 6.6).

Grosse Differenzen zwischen den makrotypografischen Betonungen in primärer und sekundärer Textgestalt zeigen sich bei Fussnoten, Zitaten und Literaturverzeichnissen. Alle drei Paratexte (sensu Genette 1992) sind in der Primärgestalt geisteswissenschaftlicher Texte in der Regel in kleinerer Schrift gesetzt, sind dem Lauftext also bezüglich ihrer Bedeutung schon rein optisch untergeordnet. In den sekundären Gestalten werden diese Textteile aber recht häufig hervorgehoben – wenn auch wahrscheinlich aus unterschiedlichen Gründen (vgl. Abb. 6.7 bis 6.9).

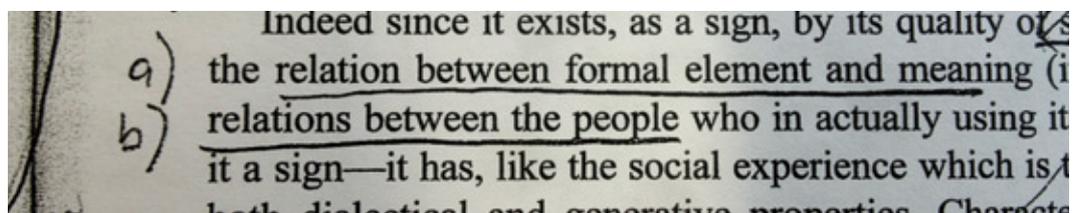
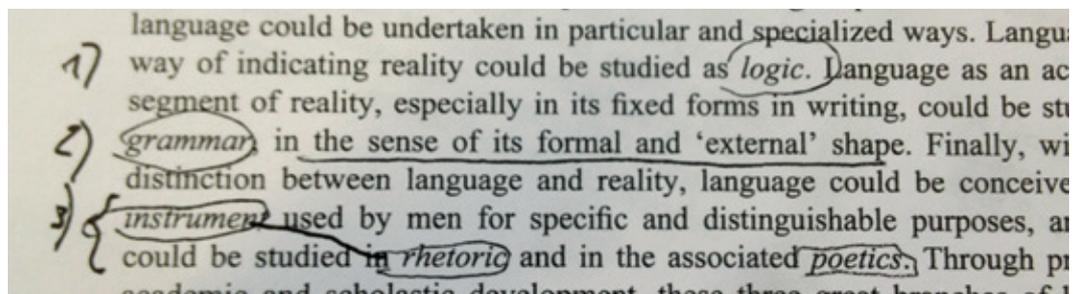
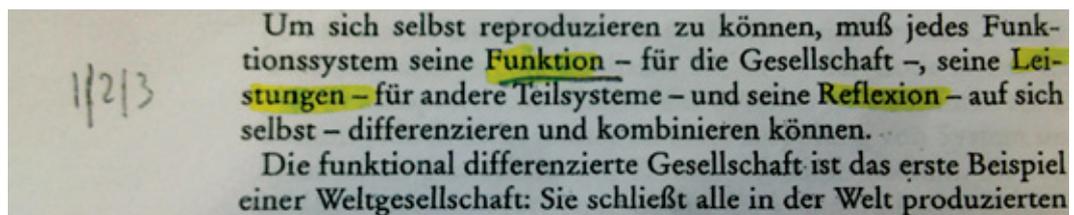


Abb. 6.4 bis 6.6: Fehlende makrotypografische Struktur wird von der Leserin selbst hergestellt

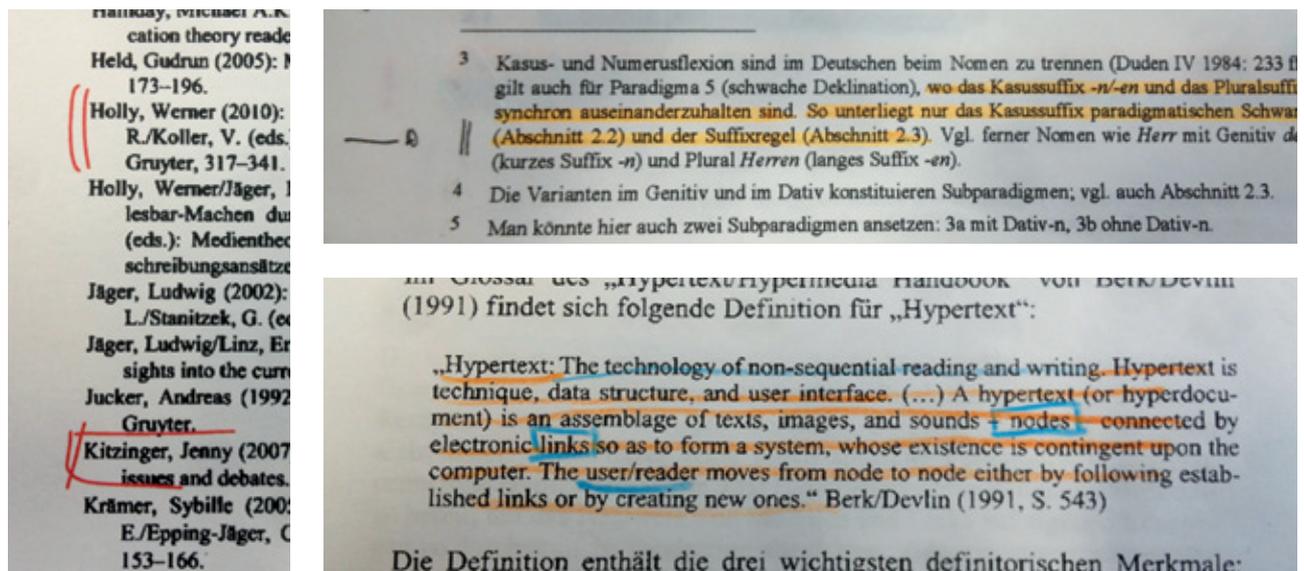


Abb. 6.7 bis 6.9: Hervorhebungen von kleingedruckten Paratexten

6.2 Mikrotypografische Korrelationen

Mikrotypografische Hervorhebungen werden in der primären Textgestalt zu ganz unterschiedlichen Zwecken vorgenommen. Sie können:

- Zeichen metasprachlicher Verwendung von Begriffen sein (wenn zum Beispiel mit *Bett* nicht auf ein Möbelstück referiert wird, sondern auf den Begriff – wie in dieser Klammerbemerkung),
- für uneigentliche Rede eingesetzt werden (zum Beispiel, wenn ein Begriff metaphorisch oder ironisch verwendet wird),⁴⁷
- Textteile als Zitat ausweisen,
- die systematische Zusammengehörigkeit mehrerer Worte oder Wortgruppen ausdrücken (z.B. wenn Autorinnennamen oder Filmtitel immer in Kapitälchen gedruckt werden),
- oder ihre Wichtigkeit z. B. für die Argumentation zum Ausdruck bringen.

⁴⁷ Zum Konzept der »uneigentlichen Rede« und seinen Bedeutungsdimensionen vgl. Berg 1978.

hich should be of interest to Marxism, in the develop-
 language, are, first, the emphasis on language as *activity*
 is on the *history* of language. Neither of these positions,
 create the whole problem. It is the conjunction and con-

Abb. 6.10: Zum Teil folgen die Markierungen den mikrotypografischen Vorgaben...

Es ist davon auszugehen, dass mit diesen unterschiedlichen Verwendungen mikrotypografischer Hervorhebung auch bei der sekundären Textgestaltung unterschiedlich umgegangen wird. In ihrer Funktion als optische Marker, müssten in kursiven Lettern, in Kapitälchen oder in Anführungszeichen gesetzte Textstellen aber tendenziell zu mehr unmittelbaren Markierungen während des Leseprozesses führen, als unmarkierte Textpassagen in der primären Gestalt.

In den ausgewählten Textexemplaren lässt sich diese These aber nicht erhärten. In keinem der Beispiele ist ein konsequentes oder auch nur ein vermehrtes Markieren der in der primären Textgestalt mikrotypografisch hervorgehobenen Wörter oder Wortgruppen zu erkennen. Zwar lässt sich in einzelnen Passagen des Lauftextes in einigen Beispielen ein Nachvollzug der Vorformatierungen beobachten (Abb. 6.10), an mindestens ebenso vielen Stellen wird die Systematik aber durch die Bearbeitungen der Leserinnen gebrochen (Abb. 6.11 und 6.12) oder von ihnen eine eigene eingeführt, wo vorher keinerlei mikrotypografischen Hervorhebungen

Lücken bzw. wenig bearbeitete Gebiete markieren.
Zunächst zum disziplinären Begriff *Medienlinguistik*. Er ist in Vagheit und Übergeneralisierung den Prägungen *Sozio-* und *Psycholinguistik* nicht unähnlich. Bringen diese Sammelbegriffe einen nicht näher spezifizierten Bezug zwischen *Gesellschaft/Kultur/Mensch (Sozio-)* einerseits bzw. *Gehirn/kognitive Verarbeitung (Psycho-)* andererseits und *Sprache zum Ausdruck, so verstehen wir *Medienlinguistik* eher genitivisch als ‚die Linguistik der Medien‘, oder lokal als den ‚Sprachgebrauch in den Medien‘.* Diese Semantik liegt denn auch unserem tradi-

le auf den Seiten zu Clustern zusammengefügt werden.
 Als *elektronische Texte (E-Texte)*¹⁴ bezeichnet man Texte, die in das World Wide Web eingebunden sind, ohne dass diese die für Hypertext charakteristische Organisationsform aufweisen. *E-Texte* sind häufig Parallel- oder Vorversionen von Print-Publikationen, die v. a. die schnelle und unkomplizierte Publikationsmöglichkeit des Internet nutzen; sie können ohne Wertverlust ausgedruckt und auf Papier gelesen werden.

Abb. 6.11 und 6.12: ...oft durchbrechen sie sie aber auch...

vorhanden waren (Abb. 6.13 und 6.14). Einzig in Kombination mit makrotypografischen Strukturierungen (Listendarstellungen, siehe oben, Abb. 6.2 und 6.3) lässt sich eine gewisse Konsequenz der Leserinnen erkennen, den Formatierungen der ursprünglichen Textgestalt zu folgen und diese durch eigene Hervorhebung zu stützen. Im makrotypografisch sehr stark vorstrukturierten Text A ist aber nicht einmal das zu konstatieren (vgl. Abb. 6.15).

Rein oberflächlich scheinen sich die Leserinnen von mikrotypografischen Hervorhebungen also nicht stark beeinflussen zu lassen. Ob eine gezielte, mit inhaltlichen Aspekten verknüpfte mikrotypografische Hervorhebungssystematik, wie sie Christoph Sauer vorschlägt (vgl. Sauer 2007), wirklich eine Kontrolle über den Lesefluss und eine ›Optimierung‹ der Lektüre bewirken könnte, bleibt vor diesem Hintergrund zumindest fragwürdig.

that it is effective in communication, a genuine fusion of a form and a meaning (a quality that it indeed shares with signals); but also of continuing social activity it is capable of modification and development. The real processes that may be observed in the history of a language, the privileged priority of 'synchronic' analysis had ignored or reduced to a secondary or accidental character. *was in der Analyse*
since it exists, as a sign, by its quality of signifying/relationship between formal element and meaning (its internal structure) and between the people who in actually using it, in practical language, and the social experience which is the principle of its formal and generative properties. Characteristically it does not, like the sign, have fixed, determinate, invariant meaning. It must have an effect of meaning but in practice it has a variable range, corresponding to a variety of situations within which it is actively used. These situations are changing as well as recurrent relationships, and this is the reason as dynamic fusion of 'formal element' and 'meaning'—'form'—rather than as fixed, 'already-given' internal significance. This variable range, which Vološinov calls *multi-accentual*, is of course the necessary consequence of the idea of 'correct' or 'proper' meanings, which had been powerfully reinforced by orthodox philology from its studies of dead languages, and was taken over both into social-class distinctions of a 'standard' language by 'dialects' or by 'errors', and into literary theories of a 'correct' reading. But the quality of variation—not random variation but a necessary element of practical consciousness—bears heavily also against accounts of the sign-system. It is one of the decisive arguments against the key fact of social determination to the idea of determination of the sign, while it thus bears heavily against all forms of abstract objectivism. It is also for a vital reconsideration of the problem of subjectivity. The signal, in its fixed invariance, is indeed a collective fact. It may be repeated, or a new signal may be invented, but in either case it operates in a collective kind: that is to say, it has to be repeated and need not be internalized, at that level of sociality which has excluded the 'social' commonly exclude) active participation of individuals. The signal, in this sense, is fixed, exchangeable, colle-

Unter der primären Differenzierung bildet die Struktur [siehe Struktur] der Gesellschaft. Die Form der primären Differenzierung bestimmt die Art und Weise, wie im umfassenden System die Beziehungen zwischen den Teilsystemen realisiert werden: Sie betrifft die Differenz zwischen Systemen, die füreinander zur jeweiligen Umwelt gehören. Die Differenzierungsform bildet die Struktur der Gesellschaft, weil sie eine Ordnung in den Beziehungen zwischen den Teilsystemen bestimmt, die die Kommunikationsmöglichkeiten vorselektiert. Dadurch bestimmt sie die Grenzen, die die Komplexität [siehe Komplexität] der Gesellschaft erreichen kann. Wenn die Komplexität diese Grenzen übersteigt, reproduziert sich die Gesellschaft nur dann weiter, wenn sich die Form ihrer Differenzierung ändert. Die Form der primären Differenzierung variiert also evolutionär unter dem Druck der Komplexitätszunahme und bestimmt jeweils neue Niveaus der erreichbaren Komplexität.

Die Differenzierungsformen unterscheiden sich je nachdem, wie die Grenzen zwischen den Teilsystemen und ihren Umwelten innerhalb der Gesellschaft gezogen werden. Sie ergeben sich aus der Kombination zweier Differenzen: (a) der Differenz System/Umwelt; (b) der Differenz Gleichheit/Ungleichheit in bezug auf die Verhältnisse der Teilsysteme zueinander. Im Lauf der Evolution der Gesellschaft haben vier Differenzierungsformen als Strukturen gedient: Differenzierung in gleiche Teilsysteme (Segmentation); Differenzierung Zentrum/Peripherie; hierarchische Differenzierung in Schichten; funktionale Differenzierung.

Die segmentäre Differenzierung ist die Form, die in archaischen Gesellschaften nach einer ersten Phase der Differenzierung nach Geschlecht und Alter erschienen ist. Die Teilsysteme der segmentären Gesellschaft sind gleich hinsichtlich des Differenzierungsprinzips: dieses Prinzip ist die Abstammung (die Teilsysteme sind Stämme oder Clans oder Familien) oder die Residenz (die Teilsysteme sind Häuser oder Dörfer). Die Segmentierung kann sich außerdem innerhalb der primär ausdifferenzierten Teilsysteme wiederholen (Familien in Stämmen, Häuser in Dörfern).

Abb. 6.13 und 6.14: ...oder entwickeln eine, wo vorher keine war

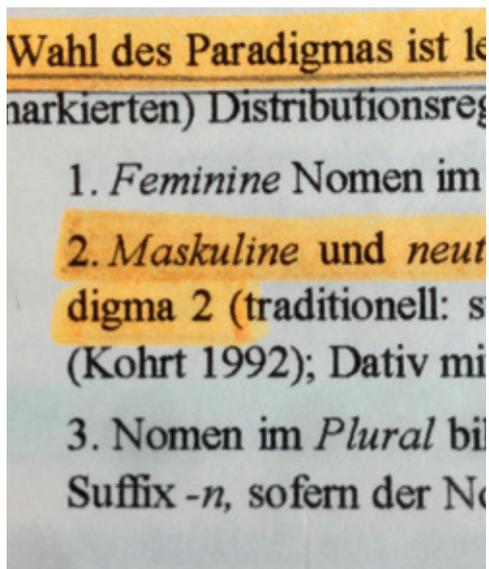


Abb. 6.15: Selbst Kombinationen von makro- und mikrotypografischer Hervorhebung werden zuweilen ignoriert

6.3 Zusammenfassung

Textgestalterinnen und -optimiererinnen vertreten einhellig das Credo, eine Textgestalt sei im Hinblick auf die Leserin herzustellen. Interpretiert man die Markierungen, die Leserinnen während der Lektüre in einem Text anbringen, als unmittelbaren Ausdruck des Rezeptionsprozesses, müssten die Bemühungen der Gestalterinnen sich, so sie erfolgreich sind, in diesen Bearbeitungen durch die Leserinnen spiegeln. Das tun sie zumindest in dieser kursorischen Analyse nicht. In den fünf Beispieltexen lassen sich weder auf makrotypografischer noch auf mikrotypografischer Ebene systematische Zusammenhänge zwischen primärer und sekundärer Textgestalt nachweisen.

Daraus zu schliessen, die primäre Textgestalt würde nicht wahrgenommen, wäre sicherlich ungerechtfertigt, zumal durchaus Parallelen zwischen der Gestaltung durch die Typografinnen und jener durch Leserinnen bestehen.

Der Zusammenhang ist lediglich nicht systematisch. Das Interpretationsangebot, dass ein gestalteter Text der Rezipientin macht, wird von dieser wahr- und streckenweise auch angenommen. Die Leserin lässt sich von der Typografie aber ebenso wenig eine Lesart vorschreiben wie von der Autorin.

Vieles weist darauf hin, dass sich die Buchtypografie zuweilen ebenso überschätzt, wie die Autorinnen sie in den letzten Jahrzehnten unterschätzt haben. Jenseits von Aspekten der Leserlichkeit und von allgemeinen ersten Eindrücken, ist ihre ›Macht‹ recht eingeschränkt. Die Rezipientinnen tragen sehr viel mehr zum Text bei, als Textoptimiererinnen erwarten. Dies betrifft Prozesse des Source Readings wohl ungleich mehr als andere Leseprozesse, dürfte aber in der Tendenz durchaus auf diese übertragbar sein.

Schlusswort

Wir sind Leserinnen. Fernsehen, Internet, Mobiltelefone; das alles hat nicht, wie oft prophezeit, zu einem Rückgang von Schriftlichkeit geführt, sondern im Gegenteil zu immer mehr Texten: wir sind umzingelt von Buchstaben, Wörtern, Sätzen. Und wir konsumieren diese Texte nicht einfach, wir *machen* sie. Nicht in dem Sinne, dass wir sie selbst schreiben (obwohl wir alle auch Autorinnen sind), sondern mit Blick auf das Lesen selbst: Im Moment der Lektüre lösen wir das, was als Drucker-schwärze oder Tinte auf einem Papier steht, das, was als leuchtende Pixel auf einem Bildschirm erscheint, von seiner materiellen Form und setzen es in unseren Köpfen neu zusammen. Leserinnen dekodieren dabei nicht einfach Informationen, die die Autorin für sie hinterlegt hat, sondern generieren eine eigene Fassung des Textes, indem sie die Inhalte mit eigenem Wissen und mit eigenen Erwartungen verknüpfen. Das Textobjekt verflüchtigt sich während der Lektüre zum Kommunikat, einer mentalen Version des gedruckten Exemplars. Die Prozesse, die dabei ablaufen, sind ebenso komplex wie unsichtbar, sie entziehen sich bis heute der wissenschaftlichen Untersuchung. Daran ändern auch von Neurologinnen hübsch eingefärbte Gehirn-zonenaktivitätsdiagramme oder komplizierte chemische Gleichungen nichts; zugänglich werden damit bestenfalls die Wahrnehmungsprozesse, die während der Lektüre ablaufen, die Interpretationsprozesse, das eigentliche Lesen, ist nicht damit zu erklären, welche physischen Effekte wo zu welcher Zeit wirken. In der vorliegenden Arbeit habe ich einen anderen Weg, sich dem Text im Kopf der Leserin anzunähern, aufgezeigt.

Im Zentrum meiner Argumentation stand dabei die Schnittstelle zwischen Leserin und Autorin, der Ort, wo sich Autorinnentext und Rezipientinnentext treffen: das materielle *Textobjekt*. Ich habe gezeigt, dass dieses nicht isoliert betrachtet werden darf, sondern immer auch mit Blick auf seine ›Biografie‹, auf die Lebensgeschichte, die ein Text durchläuft, untersucht werden muss. Die konkreten Texte, auf die ich mich im Rahmen meiner Ausführungen bezogen habe, gehören zur Textsorte *geisteswissenschaftliche Aufsätze* und folgen deshalb spezifischen Gesetzen. Sie werden geschrieben und gelesen im Kontext geisteswissenschaftlicher Arbeit, haben die Funktion, einen bestehenden Diskurs fortzusetzen oder ihm eine neue Richtung zu geben. Ihre Gestalt erhalten sie in den meisten Fällen von professionellen Typografinnen, die sich bei ihrer Arbeit auf metatypografische Normen und Ideale stützen. Fluchtpunkt dieser Ideale ist wiederum die Lektüre: Texte müssen *leserlich* sein und sie müssen *lesbar* sein. Sie werden nicht für Autorinnen geschrieben und nicht für Typografinnen gestaltet, sondern immer für die Leserin. Beim Versuch, die *optimale* Gestalt herzustellen, stützen sich Gestalterinnen aber z. T. auf veraltete, überkommene Vorstellungen davon, was passiert, wenn gelesen wird. Rezeptionsforscherinnen, Typografinnen und Linguistinnen denken beim Versuch, Texte zu optimieren, nicht nur darüber nach, wie sie die Leserinnen, in deren Dienst sie ihre Arbeit stellen, bei der Wahrnehmung des Textes unterstützen können, sie wollen ihnen auch die Interpretation möglichst leicht machen, wollen ihnen helfen zu ›verstehen‹. Ziel textgestalterischer Arbeiten ist es also, Autorinnentext, Rezipientinnentext und Textobjekt möglichst nah zusammenzuführen, vielleicht sogar deckungsgleich zu machen.

Doch diese Bestrebungen verfehlen die realen kommunikativen Begebenheiten. Sehr oft, vielleicht in aller Regel, mit Blick auf geisteswissenschaftliche Aufsätze fast immer, möchte die Leserin nicht einfach wissen, was die Autorin ihr mitteilt, sondern möchte das Eigene im Fremden finden. Sie versteht nicht nur, sie interpretiert. Die Rezipientin macht den Text zu ihrer Quelle (Source Reading), entlinearisiert ihn, eignet ihn sich an. Alle Versuche, den Fluss der Leserinnen zu kontrollieren, ihn zu kanalisieren, ist deshalb zum Scheitern verurteilt. Dieser, hier etwas zuge-

spitzt dargestellte Umstand spiegelt sich in den Markierungen, die Leserinnen auf der Textoberfläche hinterlassen.

Zwar laufen die Leseprozesse heute in aller Regel im Stillen, unhörbar und weitgehend unsichtbar ab. Bei gewissen Textsorten und in gewissen Lektüresituationen hinterlassen die Rezipientinnen aber Spuren: Sie fügen dem bestehenden Text neuen hinzu, indem sie Textstellen kommentieren und Wortbedeutungen ergänzen. Sie unterstreichen, kreisen ein, heben hervor. Solche Bearbeitungen haben eine lange Tradition. So finden sich die ältesten Zeugnisse der deutschen Sprache in Form von eingeritzten Glossen, einer sehr spezifische Form von Lesespuren. In der frühen Neuzeit haben viele Leserinnen bewusst für andere, nach ihnen folgende Rezipientinnen Marginalien auf der Textoberfläche angebracht. Heute sind Bearbeitungen der Textoberfläche durch Rezipientinnen seltener geworden und beschränken sich auf gewisse Bereiche der Kommunikation mit Schrift. Zudem richten sie sich in vielen Fällen ausschliesslich an die Leserin, die sie anbringt, selbst. Während bei den so hinterlassenen Marginalien noch von einer Kommunikation (mit sich selbst) gesprochen werden kann, sind die unmittelbar während der Lektüre angebrachten Markierungen – Unterstreichungen, Anstreichungen, Ausrufezeichen, Einkreisungen etc. – wirklich als Spuren zu verstehen, als direkte Folge des Relevantsetzungs- und Interpretationsprozesses der Leserin. Markierte Texte sind, so verstanden, die materiellen Realisierungen von Rezipientinnentexten.

Die Untersuchung fünf solcher Rezipientinnentexte, allesamt durch Leserinnen bearbeitete geisteswissenschaftliche Aufsätze, hat gezeigt, wie sehr die Rezipientinnen bei der Lektüre vom vorgezeichneten Pfad abweichen. Manchmal folgen sie den Pfaden, die die Autorinnen und Typografinnen für sie gezeichnet haben, manchmal ignorieren sie sie, meistens gestalten sie sie um, machen sich also nicht nur den Inhalt des Textes zu eigen, sondern nehmen auch die Textgestalt in Besitz. Die Thesen, die ich zu Beginn dieser Arbeit formuliert habe – es gibt eine Differenz zwischen einer primären und einer sekundären Textgestalt, in der sich die Differenz zwischen Autorinnentext und Rezipientinnentext manifestiert und in der die

Unberechenbarkeit der Leserin sichtbar wird – werden durch die Untersuchungsergebnisse gestützt.

Aus der Unberechenbarkeit der Leserinnen zu schliessen, die Gestalt der Textoberfläche sei irrelevant, wäre falsch. Insbesondere, wenn man den Gedanken weiterdenkt und zum Schluss kommt, auch der Versuch, einen lesbaren Text zu *formulieren* sei unsinnig, wären die Folgen fatal. Die Tatsache, dass die Rezipientin einen wesentlichen Teil zum Text beiträgt, befreit weder die Autorin noch die Typografin von der Verpflichtung, im Sinne einer gelungenen Kommunikation einen möglichst guten, einen ›optimalen‹ Text zu produzieren. Die Ergebnisse dieser Lizentiatsarbeit weisen jedoch darauf hin, dass der Versuch, den Interpretationsprozess zu antizipieren, zumindest bei geisteswissenschaftlichen Aufsätzen in den meisten Fällen scheitern wird. Entsprechend sollten sich Autorin wie Gestalterin bei ihrer Arbeit mehr an sich selbst orientieren, d. h. den idealen Text für sich selbst, die ideale Gestalt für sich selbst generieren. Anders formuliert: Eine ökonomische Betrachtung von schriftlicher Kommunikation, in der die Leserin zur Kundin wird, in der Aufwand und Ertrag relevante Grössen sind und bei der die Leserin zur ›ein bisschen dummen‹ Textkonsumentin degradiert wird, führt in eine Sackgasse. Im Bewusstsein über die Macht der Leserin können sich Autorinnen und Typografinnen zurücklehnen und Texte für sich selbst schreiben und gestalten. Die Befreiung vom Zwang, nützliche Texte zu produzieren, könnte im besten Fall sogar zu schönen Texten führen.

Neben diesen inhaltlichen Erkenntnissen können und müssen aus der vorliegenden Lizentiatsarbeit auch methodische Schlüsse gezogen werden. Markierte Texte besitzen als Ausdruck jener Aspekte des Lesens, die weder neurologisch noch biologisch greifbar sind, ein ungeheures wissenschaftliches Potenzial, auch wenn ihre Untersuchung keine Hard-Facts liefert. Die Arbeit mit markierten Texten wird immer eine hermeneutische sein und es ist fraglich, ob ihre gezielte Herstellung in kontrollierten Versuchsanordnungen zielführend wäre. Gerade darin, dass die

Praxis des Markierens weitgehend ohne verpflichtende Normen auskommt und die Leserinnen sie individuell und unmittelbar entwickeln, liegt die grosse Stärke dieses Untersuchungsgegenstandes. Zweifellos könnte aber die Untersuchung einer grösseren Menge von bearbeiteten Texten zu detaillierteren, zuverlässigeren Resultaten führen. Sowohl die Betrachtung mehrerer Texte, die durch dieselbe Leserin bearbeitet wurden, als auch die Analyse mehrerer, von verschiedenen Personen auf Grundlage derselben primären Gestalt erstellter markierter Texte, könnte zudem neue Perspektiven eröffnen. Markierte Texte könnten dann Zugang zu Lesebiografien gewähren und zu einem besseren Verständnis der Praxis des Markierens führen.

Wir sind nicht nur Leserinnen und Autorinnen, wir sind auch Gestalterinnen.

Bibliografie

Style-Sheets

Style-Sheet a = Consignes de rédaction aux auteurs. Zu: Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée. Neuchâtel: Vereinigung für Angewandte Linguistik in der Schweiz (VALS/ASLA) 2012.

Style-Sheet b = Guidelines for authors and editors preparing document files to be submitted for disk conversion. Zu: Fludernik, Monika; Jacob, Daniel (Hgg.): Language and Literature: Proceedings of the FRIAS Conference. Unter Mitwirkung von Caroline Pirlet. Berlin: de Gruyter 2013 (= Linguae & Litterae).

Style-Sheet c = Handreichung für Autorinnen und Autoren. Zu: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik. Berlin: de Gruyter 2012 (= Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 3).

Style-Sheet d = Hinweise zur Gestaltung der Beiträge. Zu: Sammelband zur Ringvorlesung »Wo ist Kultur?«. Zürich: vdf 2013.

Style-Sheet e = Hinweise zur Formatierung. Zu: Günthner, Susanne; Hüpper, Dagmar; Spieß, Constanze (Hgg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston: de Gruyter 2012 (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 45).

Style-Sheet f = Hinweise zur Einrichtung des Manuskripts. Zu: Wåghäll Nivre, Elisabeth; Kaute, Brigitte; Andersson, Bo; Landén, Barbro; Stoeva-Holm, Dessislava (Hgg.): Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in

- Sigtuna vom 11. bis zum 13. 6. 2009. Stockholm: Universität Stockholm 2011 (= Acta Universitatis Stockholmiensis).
- Style-Sheet g = Hinweise zur Gestaltung der Beiträge (Stand: 1.12.2010). Zu: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi). Stuttgart: J.B. Metzler 2012.
- Style-Sheet h = Hinweise des Dudenverlages zur Manuskripterstellung. Zu: Neuland, Eva (Hg.): Sprache der Generationen. Mannheim: Dudenverlag 2012 (= Thema Deutsch 12).
- Style-Sheet i = Hinweise zur Erstellung einer reproduktionsfähigen Vorlage auf Textsystemen. Zu: Günthner, Susanne; Imo, Wolfgang; Meer, Dorothee (Hgg.): Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin: de Gruyter 2012 (= RGL 296).
- Style-Sheet j = Hinweise für Autoren. Zu: Sprache – Stimme – Gehör. Zeitschrift für Kommunikationsstörungen. Stuttgart: Thieme 2009.
- Style-Sheet k = Informationen für AutorInnen von OBST-Bänden (Juli 2010). Zu: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr OHG 2013.
- Online unter: <http://www.linse.uni-due.de/fuer-autoren-56.html> [4.12.2012]
- Style-Sheet l = Merkblatt zur Manuskripteinrichtung für Autoren. Zu: Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik. Amsterdam: Rodopi 2013.
- Style-Sheet m = Merkblatt für Autorinnen und Autoren (Stand: April 2011). Zu: Der Deutschunterricht. Seelze: Friedrich Verlag 2012.
- Style-Sheet n = Neben den generellen Richtlinien des Verlags werden die Beitragserinnen und Beiträger [...] gebeten, die folgenden Ergänzungen zu beachten. Zu: Jäger, Ludwig; Holly, Werner; Krapp, Peter; Weber, Samuel (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft. Berlin: de Gruyter 2013.
- Style-Sheet o = Richtlinien für Autorinnen und Autoren (Sammelband). Zu: Reihe »Text und Normativität (TeNor)«. Basel: Schwabe Verlag 2013.

- Style-Sheet p = Richtlinien für Autoren und Herausgeber zur Datenkonventionierung. Zu: Jäger, Ludwig; Holly, Werner; Krapp, Peter; Weber, Samuel (Hgg.): Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft. Berlin: de Gruyter 2013.
- Style-Sheet q = Satz- und Umbrucharweisungen. Zu: Roth, Kersten Sven; Dürscheid, Christa (Hgg.): Wahl der Wörter – Wahl der Waffen? Sprache und Politik in der Schweiz. Bremen: Hempen Verlag 2010 (= Sprache – Politik – Gesellschaft 4).
- Style-Sheet r = Schreibanweisungen für Autoren und Redaktion der Zeitschrift »Psychotherapie und Sozialwissenschaft«. Zu: Hausendorf, Heiko (Hg.): Therapeutisierung durch Sprache. Gießen: Psychosozial-Verlag 2011 (= Psychotherapie & Sozialwissenschaft. Zeitschrift für qualitative Forschung und klinische Praxis).
- Style-Sheet s = Style Sheet Walter de Gruyter. Zu: Günthner, Susanne; Hüpper, Dagmar; Spieß, Constanze (Hgg.): Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin/Boston: de Gruyter 2012 (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 45).

Websites

- www.arte.tv = Website des Fernsehsenders Arte. Dort insbesondere die Seite der Sendung ›Chic‹, die im Januar 2009 einen Beitrag zur Geschichte des Textmarkers ›Stabilo Boss‹ ausgestrahlt hat.
- <http://www.arte.tv> [25. Juli 2013] – insbesondere:
- <http://www.arte.tv/de/die-kleine-geschichte-des-textmarkers-stabilo-boss/2376298.html>
- <http://gonline.univie.ac.at> = Geschichte Online. Projekt vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte und vom Institut für Geschichte der Universität Wien, in Zusammenarbeit mit KooperationspartnerInnen historischer Institu-

te an den Universitäten Basel, Graz, Innsbruck, Linz, München, Salzburg und Wien.

→ <http://gonline.univie.ac.at> [25. Juli 2013] – insbesondere:

→ <http://gonline.univie.ac.at/htdocs/site/browse.php?a=2094&arttyp=k>

<http://itunes.apple.com/de/> = App-Store von iTunes. Einziger Vertriebskanal für sämtliche Programme für das Smartphone *iPhone* und den Tablet-Computer *iPad* (Plattform iOS). Bei iTunes handelt es sich selbst um ein Programm, eine Vorschau auf die erhältlichen Produkte ist aber im Netz verfügbar.

→ <http://itunes.apple.com/de/> [25. Juli 2013] – insbesondere:

→ <https://itunes.apple.com/de/app/goodreader-for-ipad/id363448914?mt=8>

→ <https://itunes.apple.com/de/app/iannotate-pdf/id363998953?mt=8&ign-mpt=u0%3D4>

www.schwan-stabilo.de = Deutsche Website der Unternehmensgruppe Schwan-Stabilo.

→ <http://www.schwan-stabilo.de> [25. Juli 2013] – insbesondere:

→ http://www.schwan-stabilo.de/gfx/presse/Presseinfo_Bilanzzahlen_2010_11.pdf

www.studygs.net = Study Guides and Strategies (SGS). Studienführer Lernen und Studieren. Internationaler, aufs Lernen bezogener, öffentlicher Bildungsdienst. Seit 1996 geschrieben, unterhalten und unterstützt von Joe Landsberger.

→ <http://www.studygs.net/deutsch/> [25. Juli 2013] – insbesondere:

→ <http://www.studygs.net/deutsch/marking.htm>

www.wissen.de = Online-Magazin mit »aktuellen Wissensinhalten, Allgemeinbildungs- und Wissenschaftsthemen aus acht Ressorts«. Betrieben von der Bertelsmann arvato AG.

→ <http://www.wissen.de/> [25. Juli 2013] – insbesondere:

→ <http://www.wissen.de/markieren-und-strukturieren-textverarbeitendes-lesen>

Typografische Handbücher & andere normative Quellen

- APA Style 2010 = American Psychological Association (Hgg.) (2010): *Publication Manual of the American Psychological Association*. 6. Auflage. Washington D.C.: APA.
- Ballstaedt, Steffen-Peter (1997): *Wissensvermittlung. Die Gestaltung von Lernmaterial*. Weinheim: Beltz.
- DIN = DIN Deutsches Institut für Normung (2012): *DIN 1450 Schriften – Leserlichkeit*. Entwurf vom 4. Juni 2012. Zugänglich via <http://www.entwuerfe.din.de> (4. 6. 2012 – 18. 10. 2012).
- Forssman, Friedrich; Jong, Ralf de (2008): *Detailtypografie. Nachschlagewerk für alle Fragen zu Schrift und Satz*. Vierte Auflage. Mainz: Hermann Schmidt.
- Geier-Wehner, Brigitte; Herbert, Isabel; Kirchner-Wiegand, Anja (2010): *Betrifft Lesen. Texte verstehen, aufbereiten und präsentieren*. Troisdorf: Bildungsverlag EINS.
- Hochuli, Jost (1990): *Bücher machen. Eine Einführung in die Buchgestaltung, im besonderen in die Buchtypografie*. Berlin: Deutscher Kunstverlag.
- Jong, Stephanie de; Jong, Ralf de (2008): *Schriftwechsel. Schrift sehen, verstehen, wählen und vermitteln*. Mainz: Hermann Schmidt.
- Leisen, Josef (2009): *Grundlagenteil*. In: *Staatliches Studienseminar für das Lehramt an Gymnasien, Koblenz* (Hg.): *Sachtexte lesen im Fachunterricht der Sekundarstufe*. Seelze-Velber: Klett/Kallmeyer, 8–108.
- Kruse, Otto (2010): *Lesen und Schreiben. Der richtige Umgang mit Texten im Studium*. Wien: Huter & Roth.
- MLA Style 2009 = The Modern Language Association of America (Hgg.) (2009): *MLA Handbook for Writers of Research Papers*. 7. Auflage. New York: MLA.
- Rodenberg, Julius (1959): *Größe und Grenzen der Typographie. Betrachtungen über typographische Grundfragen, wie sie sich in der Buchkunst der letzten siebenzig Jahre widerspiegeln*. Stuttgart: Poeschel.

- Rückriem, Georg; Stary, Joachim; Frank, Norbert (1992): Die Technik wissenschaftlichen Arbeitens. Eine praktische Anleitung. 7. aktualisierte Auflage (1. Auflage 1972). Paderborn etc.: Schöningh.
- Runk, Claudia (2008): Grundkurs Typografie und Layout. Für Ausbildung und Praxis. 2. Auflage. Bonn: Galileo Press.
- Siemoneit, Manfred (1989): Typographisches Gestalten. Regeln und Tips für die richtige Gestaltung von Drucksachen. Frankfurt a. M.: Polygraph Verlag.
- Sittig, Claudius (2011): Arbeitstechniken Germanistik. 4. Auflage. Stuttgart: Klett.
- Tschichold, Jan (1992 [1948]): Wirken sich gesellschaftliche und politische Umstände in der Typographie aus? In: Bose, Günter; Brinkmann, Erich (Hgg.): Jan Tschichold: Schriften 1925–1974. Ausgabe in zwei Bänden. Bd. 2. Berlin: Brinkmann & Bose, 20–25.
- Tschichold, Jan (1992 [1949]): Ton in des Töpfers Hand. In: Bose, Günter; Brinkmann, Erich (Hgg.): Jan Tschichold: Schriften 1925–1974. Ausgabe in zwei Bänden. Bd. 2. Berlin: Brinkmann & Bose, 26–29.
- Turtschi, Ralf (2003): Praktische Typografie. Gestalten mit dem Personal Computer. 5. Auflage. Sulgen: Niggli.
- Willberg, Hans Peter (2003): Wegweiser Schrift. Erste Hilfe für den Umgang mit Schriften. Was passt – was wirkt – was stört. Mainz: Hermann Schmidt.
- Willberg, Hans Peter; Forssman, Friedrich (2003): Erste Hilfe in Typografie. Ratgeber im Umgang mit Schrift. Mainz: Hermann Schmidt.
- Willberg, Hans Peter; Forssman, Friedrich (2010): Lesetypografie. Mainz: Hermann Schmidt.
- Zimmer, Thorsten (2009): Sachtexte lesen im Fach Deutsch. In: Staatliches Studienseminar für das Lehramt an Gymnasien, Koblenz (Hg.): Sachtexte lesen im Fachunterricht der Sekundarstufe. Seelze-Velber: Klett/Kallmeyer, 137–149.

Wörterbücher

- Adelung, Johann Christoph (1796): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Zweyter Theil, von F–L. Leipzig: Breitkopf.
- Campe, Joachim Heinrich (1809): Wörterbuch der Deutschen Sprache. Dritter Theil. L bis R. Braunschweig: Schulbuchhandlung.
- Duden 1999 = Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hg.) (1999): Duden – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. In zehn Bänden. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc.: Dudenverlag.
- Duden 2011 = Dudenredaktion (Hg.) (2011): Duden – Deutsches Universalwörterbuch. Das umfassende Bedeutungswörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 7. überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim etc.: Dudenverlag. Zugriff online via Munzinger Online: <http://www.munzinger.de> (21.3.2013).
- Grimm, Jacob; Grimm Wilhelm (1885): Deutsches Wörterbuch. Sechster Band. L. M. Bearbeitet von Dr. Moriz Heyne. Leipzig: Hirzel.
- Klappenbach, Ruth; Steinitz, Wolfgang (Hgg.) (1968): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 23. Lieferung, Hehlerei – hinabsenken. Berlin: Akademie-Verlag.
- OED 2012 = Oxford English Dictionary. The definitive record of the English language. Oxford: Oxford University Press. Online Version, Dezember 2012.
→ <http://www.oed.com> [13. Februar 2013]
- PONS 2005 = PONS Großwörterbuch Englisch-Deutsch/Deutsch-Englisch. Premium Edition. Neubearbeitung 2005. Barcelona etc.: Ernst Klett Sprachen.
- Wahrig, Gerhard (2002): Deutsches Wörterbuch. Neu herausgegeben von Dr. Renate Wahrig-Burfeind. 7., vollständig neu bearbeitete und aktualisierte Auflage. Gütersloh etc.: Wissen Media Verlag.

Literatur

A

- Adamzik, Kirsten (2002): Zum Problem des Textbegriffs. Rückblick auf eine Diskussion. In: Fix, Ulla; Adamzik, Kirsten; Antos, Gerd; Klemm, Michael (Hgg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt am Main etc.: Lang (= forum Angewandte Linguistik 40), 163–182.
- Antos, Gerd (2008): Schriftliche Textproduktion: Formulieren als Problemlösung. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr, 237–254.

B

- Barker, William (2002): Review of »Heather J. Jackson. Marginalia: Readers Writing in Books« [Jackson 2001]. In: Canadian Review of Comparative Literature 29 (2/3), 402–406.
- Barthes, Roland (1988 [1963]): Der Werbespot. In: Barthes, Roland: Das semiologische Abenteuer. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 181–186.
- Barthes, Roland (2000 [1968]): Der Tod des Autors. In: Jannidis, Fotis; Lauer, Gerhard; Martinez, Matias; Winko, Simone (Hgg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart: Reclam, 185–193.
- Berg, Wolfgang (1978): Uneigentliches Sprechen. Zur Pragmatik und Semantik von Metapher, Metonymie, Ironie, Litotes und rhetorischer Frage. Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 102).
- Bernhardt, Stephen A. (1985): Text Structure and Graphic Design: the Visible Design. In: James D. Benson; William S. Greaves (Hgg.): Systemic Perspectives on Discourse. Bd. 2: Selected Applied Papers from the 9th International Systemic-Workshop. Norwood, N. J.: ALEX Publishing Corporation (= Advances in discourse processes 16), 18–38.
- Brockhaus 2013 = Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus (Hgg.): Die Brockhaus Enzyklopädie Online. Gütersloh etc.: F. A. Brockhaus.
→ <https://uzh.brockhaus-wissensservice.com> [27. Mai 2013]

Brockhaus Psychologie 2009 = Lexikonredaktion des Verlags F. A. Brockhaus (Hgg.): Der Brockhaus Psychologie. Fühlen, Denken und Verhalten verstehen. Mannheim etc.: F. A. Brockhaus.

Bußmann, Hadumod (2008) (Hg.): Lexikon der Sprachwissenschaft. Vierte, durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer. Stuttgart: Kröner.

Christmann, Ursula (2000): Aspekte der Textverarbeitungsforschung. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin etc.: de Gruyter (= HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16), 113 – 122.

Christmann, Ursula; Groeben, Norbert (2006): Anforderungen und Einflussfaktoren bei Sach- und Informationstexten. In: Groeben, Norbert; Hurrelmann, Bettina (Hgg.): Lesekompetenz. Bedingungen, Dimensionen, Funktionen. 2. Auflage (1. Auflage 2002). Weinheim etc.: Juventa, 150–173.

Christmann, Ursula; Groeben, Norbert; Flender, Jürgen; Naumann, Johannes; Richter, Tobias (1999): Verarbeitungsstrategien von traditionellen (linearen) Buchtexten und zukünftigen (nicht-linearen) Hypertexten. In: Groeben, Norbert (Hg.): Lesesozialisation in der Mediengesellschaft. Ein Schwerpunktprogramm. Tübingen: Niemeyer, 175–189.

Dimter, Matthias (1981): Textklassenkonzepte heutiger Alltagssprache. Kommunikationssituation, Textfunktion und Textinhalt als Kategorien alltagssprachlicher Textklassifikation. Tübingen: Niemeyer (= Reihe Germanistische Linguistik 32).

Dürscheid, Christa (2007): Texte aus kommunikativ-pragmatischer Sicht. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik (ZfAL) 46, 3–18.

Dürscheid, Christa (2011): Medien in den Medien – Szenen im Bild. Eine pragmatische Kommunikat-Analyse. In: Schneider, Jan Georg; Stöckl Hartmut (Hgg.):

C

D

Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze. Köln: Herbert von Halem, 88–108.

Dürscheid, Christa (2012): Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= UTB 3740).

E

Ehrenheim, Andrea (2011): Das Textdesign der Stellenanzeige. Linguistisch und interdisziplinär. Frankfurt am Main: Lang (= Arbeiten zu Diskurs und Stil 11).

Ernst, Albert (2005): Wechselwirkung. Textinhalt und typografische Gestaltung. Würzburg: Königshausen & Neumann.

F

Feilke, Helmuth (2012): Was sind Textroutinen? Zur Theorie und Methodik des Forschungsfeldes. In: Feilke, Helmuth; Lehnen, Katrin (Hgg.): Schreib- und Textroutinen. Theorie, Erwerb und didaktisch-mediale Modellierung. Frankfurt am Main etc.: Lang (= forum Angewandte Linguistik 52), 1–31.

Fix, Ulla (2009): Aktuelle linguistische Textbegriffe un der literarische Text. Bezüge und Abgrenzungen. In: Winke, Simone; Jannidis, Fotis; Lauer, Gerhard (Hgg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin etc.: de Gruyter (= Revisionen. Grundbegriffe der Literaturtheorie 2), 103–135.

Fix, Ulla; Adamzik, Kirsten; Antos, Gerd; Klemm, Michael (2002): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt am Main etc.: Lang (= forum Angewandte Linguistik 40).

G

Ganz, Michael T. (2006): Wie die Deutschen schreiben lernten. In: unimagazin – Die Zeitschrift der Universität Zürich 1/06, 8–11.

Genette, Gérard (1992): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main etc.: Campus Verlag.

Glück, Helmut (Hg.) (2010): Metzler Lexikon Sprache. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart etc.: Metzler.

- Göpferich, Susanne (2008): Textverstehen und Textverständlichkeit. In: Janich, Nina (Hg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr, 291–312.
- Graefen, Gabriele (1997): Der Wissenschaftliche Artikel – Textart und Textorganisation. Frankfurt am Main etc.: Lang (= Arbeiten zur Sprachanalyse 27).
- Grindley, Carl James (2001): Reading *Piers Plowman* C-Text Annotations: Notes toward the Classification of Printed and Written Marginalia in Texts from the British Isles 1300–1641. In: Kerby-Fulton, Kathryn; Hilmo, Maidie (Hgg.): The Medieval Professional Reader at Work: Evidence from Manuscripts of Chaucer, Langland, Kempe, and Gower. Victoria, B.C.: English Literary Studies, 73–141.
- Groeben, Norbert (1982): Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit. Münster: Aschendorff.
- Groeben, Norbert; Christmann, Ursula (1989): Textoptimierung unter Verständlichkeitsperspektive. In: Antos, Gerd; Krings, Hans P. (Hgg.): Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick. Tübingen: Niemeyer (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 48), 165–196.
- Güntner, Joachim (2013): Kollateralschaden. Der funktionale Analphabetismus. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 75, 2. April 2013, 37.
- Hagemann, Jörg (2003): Typographische Kommunikation. In: Hagemann, Jörg; Sager, Sven F. (Hgg.): Schriftliche und mündliche Kommunikation. Begriffe – Methoden – Analysen. Festschrift zum 65. Geburtstag von Klaus Brinker. Tübingen: Stauffenburg, 101–115.
- Hagemann, Jörg (2007): Typographie und logisches Textdesign. In: Roth, Kersten Sven; Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): Textdesign und Textwirkung in der massenmedialen Kommunikation. Konstanz: UVK, 77–92.
- Halasz, Alexandra (2008): Review of »William H. Sherman. Used Books: Marking Readers in Renaissance England« [Sherman 2008]. In: The American Historical Review 113/5, 1595–1596.
- Harms, Wolfgang (2000): Das Buch im Sammelzusammenhang. In: Bibliothek und Wissenschaft 33, 50–58.

 H

- Hausendorf, Heiko (i. Dr.): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hg.): Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie. Basel: Schwabe (TENOR – Text und Normativität 4).
- Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heinemann, Wolfgang (2000a): Typologisierung von Texten I: Kriterien. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin etc.: de Gruyter (= HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1), 507 – 523.
- Heinemann, Wolfgang (2000b): Aspekte der Textsortendifferenzierung. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin etc.: de Gruyter (= HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1), 523 – 546.
- Hermanns, Fritz (2012): Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke und Martin Wengeler. Berlin: de Gruyter.
- Herrmann, Ralf (2010): Das Zwiebschichtenmodell der Lesbarkeit. In: TypoJournal 2, 2–8.
- Herrmann, Ralf (2013): DIN 1450 – warum eine Norm zur Leserlichkeit von Schrift sinnvoll ist. In: Typografie.info, 17. April 2013.
→ http://www.typografie.info/3/page/artikel.htm/_/wissen/din1450-leserlichkeit [27. April 2013]
- Hershberger, Wayne A.; Terry, Donald F. (1965): Typographical Cuing in Conventional and Programed Texts. In: Journal of Applied Psychologie 49/1, 55–60.
→ <http://psycnet.apa.org/journals/apl/49/1/55/> [1. Mai 2013]

J

- Jackson, Heather J. (2001): *Marginalia. Readers Writing in Books*. New Haven etc.: Yale University Press.
- Jakobs, Eva-Maria (1997a): Textproduktionsprozesse in den Wissenschaften. Einleitung und Überblick. In: Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar (Hgg.): *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt am Main etc.: Lang, 1–11.
- Jakobs, Eva-Maria (1997b): Lesen und Textproduzieren. *Source reading* als typisches Merkmal wissenschaftlicher Textproduktion. In: Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar (Hgg.): *Schreiben in den Wissenschaften*. Frankfurt am Main etc.: Lang, 75–90.
- Jakobs, Eva-Maria (1999): Normen der Textgestaltung. In: Kruse, Otto; Jakobs, Eva-Maria; Ruhmann, Gabriela: *Schlüsselkompetenz Schreiben. Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule*. Neuwied etc.: Luchterhand, 171–190.
→ <http://www.tl.rwth-aachen.de/index.php?p=publikationen-4> [21. Juni 2012]
- Jauß, Hans Robert (1972): Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Gumbrecht, Hans Ulrich (Hg.): *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*. Bd. 1. Heidelberg: Winter, 107–138.

K

- Kaerer, Eduard (2011): Der Mensch als Maschine. Über die Simulation von Organ-tätigkeiten. In: *NZZ Online*, 22. August 2011.
→ http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur_und_kunst/der-mensch-als-maschine-1.11980222 [21. Februar 2013]
- Klemm, Michael (2002): Wie hältst Du's mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text-)Linguistik. In: Fix, Ulla; Adamzik, Kirsten; Antos, Gerd; Klemm, Michael (Hgg.): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*. Frankfurt am Main etc.: Lang (= *forum Angewandte Linguistik* 40), 143–161.
- König, Anne Rose (2004): Lesbarkeit als Leitprinzip der Buchtypographie. Eine historische Untersuchung zum Forschungsstand und zur Entwicklung des Konzep-

tes »Lesbarkeit«. Erlangen: Universität Erlangen-Nürnberg (= Alles Buch. Studien der Erlanger Buchwissenschaft VII).

→ <http://www.alles-buch.uni-erlangen.de/Koenig.pdf> [29. Juni 2012]

Kuhn, Axel; Rühr, Sandra (2010): Stand der modernen Lese- und Leserforschung – eine kritische Analyse. In: Rautenberg, Ursula (Hg.): Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch. Band 1: Theorie und Forschung. Berlin etc.: de Gruyter, 535–602.

L

Linke, Angelika (i. Dr.): Genre und Lebenswelt: Zur kulturgeschichtlichen Zeichenhaftigkeit von Genres und ihrer historischen Veränderung. In: Fludernik, Monika; Jacob, Daniel (Hgg.): Language and Literature: Proceedings of the FRIAS Conference. Berlin: de Gruyter (= *linguae & litterae*). [Finales Manuskript vom 9. November 2011]

Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturalistischen Linguistik. In: Wåghäll Nivre, Elisabeth; Kaute, Brigitte; Andersson, Bo/Landén, Barbro; Stoeva-Holm, Dessislava (Hgg.): Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6. 2009. Stockholm: Stockholm University, 23–44.

→ <http://su.diva-portal.org/smash/record.jsf?pid=diva2:439987> [9. April 2013]

Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27, 191–211.

M

Manguel, Alberto (2008): Eine Geschichte des Lesens. Aus dem Englischen von Chris Hirte. Frankfurt am Main: Fischer.

Martens, Gunter (2000): Methoden der Textkritik und Textedition. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hgg.): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin etc.: de Gruyter (= HSK – Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1), 201–208.

Messerli, Alfred (2010): Leser, Lesergeschichte und -gruppen. Lesestoffe in der Neuzeit (1450–1850): Konsum, Rezeptionsgeschichte, Materialität. In: Rautenberg, Ursula (Hg.): Buchwissenschaft in Deutschland. Ein Handbuch. Band 1: Theorie und Forschung. Berlin etc.: de Gruyter, 443–502.

Moulin, Claudine (2010): Am Rande der Blätter. Gebrauchsspuren, Glossen und Annotationen in Handschriften und Büchern aus kulturhistorischer Perspektive. In: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs 30/31, 19–26.

Otto, Henrik (2003): Vor- und frühreformatorische Tauler-Rezeption. Annotationen in Drucken des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts. Gütersloh: Gütersloher Verl.-Haus (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 75).

Pyke, Lionel Richard (1926): Report on the legibility of print. London: HMSO (= Medical Research Council. Special Report Series 110).

Rudolph, Elisabeth (1983): Argumentationsfiguren in der Wissenschaftssprache. In: Jongen, René; De Knop, Sabine; Nelde, Peter H.; Quix, Marie-Paule (Hgg.): Sprache, Diskurs und Text. Akten des 17. Linguistischen Kolloquiums, Brüssel 1982. Band 1. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 133), 191–201.

Sandig, Barbara (1997): Formulieren und Textmuster. Am Beispiel von Wissenschaftstexten. In: Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar (Hgg.): Schreiben in den Wissenschaften. Frankfurt am Main etc.: Lang, 25–44.

Sauer, Christoph (1999): Die Verständlichkeit von Texten, Visualisierungen und Bildschirmen. Untersuchungen zur Leseaufgabenunterstützung. In: Jakobs, Eva-Maria; Knorr, Dagmar; Pogner, Karl-Heinz (Hgg.): Textproduktion. HyperText, Text, KonText. Frankfurt am Main etc.: Lang, 93–110.

Sauer, Christoph (2007): Umformung, Umwandlung, Umgestaltung: Die Bearbeitung und Optimierung von Texten als »Sehflächen«. In: Schmölzer-Eibinger, Sa-

O

P

R

S

- bine; Weidacher, Georg (Hgg.): Textkompetenz. Eine Schlüsselkompetenz und ihre Vermittlung. Tübingen: Narr, 141–158.
- Schmidt, Siegfried J. (1986): Texte verstehen – Texte interpretieren. In: Eschenbach, Achim (Hg.): Perspektiven des Verstehens. Bochum: Brockmeyer (= Bochumer Beiträge zur Semiotik 5), 75–103.
- Schmöe, Friederike (2010): ›Pragmatische Wende‹. In: Glück, Helmut (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart etc.: Metzler, 525–526.
- Sherman, William Howard (2008): Used Books. Marking Readers in Renaissance England. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Spitzmüller, Jürgen (2012): Typographie. In: Dürscheid, Christa: Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 207–238.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Graphische Variation als soziale Praxis. Eine soziolinguistische Theorie skripturaler ›Sichtbarkeit‹. Berlin: de Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 56).
- Steinhauer, Eric W. (2010): Das Recht auf Sichtbarkeit. Überlegungen zu Open Access und Wissenschaftsfreiheit. Münster: MV-Verlag.
→ <http://fizi1.fh-potsdam.de/volltext/aeintrag/10497.pdf> [12. März 2013]
- Stettler, Bernhard (2004): Bundesbriefe. In: Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (Hgg.): Historisches Lexikon der Schweiz. Band 3. Basel: Schwabe, 4–6.
- Stöckl, Hartmut (2004): Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 41, 5–48.
- Stöckl, Hartmut (2006): Zeichen, Text und Sinn – Theorie und Praxis der multimodalen Textanalyse. In: Eckkrammer, Eva Martha; Held, Gudrun (Hgg.): Textsemiotik. Studien zu multimodalen Texten. Frankfurt am Main etc.: Lang (= sprache *im* kontext 23), 11–36.

- Wehde, Susanne (2000): *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. Tübingen: Niemeyer (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69).
- Werlich, Egon (1975): *Typologie der Texte. Entwurf eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Whitaker, Elaine E. (1994): *A Collaboration of Readers: Categorization of the Annotations in Copies of Caxton's Royal Book*. In: *Text* 17, 233–242.
- Wienen, Markus (2011): *Lesart und Rezipienten-Text. Zur materialen Unsicherheit multimodaler und semiotisch komplexer Kommunikation*. Frankfurt am Main: Lang.
- Wüest, Jakob (2011): *Was Texte zusammenhält. Zu einer Pragmatik des Textverstehens*. Tübingen: Narr (= Europäische Studien zur Textlinguistik 12).

DANKE

Ulla Blume

Markus Domeisen

Sibylle Dorn

Christa Dürscheid

Nadio Giger

Ursula Gredig

Heiko Hausendorf

Angelika Linke

Martin Luginbühl

Jens Runkehl

Jürgen Spitzmüller

Sarina Tschachtli

